Für eine neue anarchistische Organisierung!

#3

- Oktober 2019 -

Inhaltsverzeichnis

~ Jonathan Eibisch

Hinführung

„Organisiert euch!“, rufen Anarchist*innen anderen immer wieder zu. „Nicht andere werden euch befreien, sondern ihr selbst müsst aktiv werden, um eine egalitäre, solidarische und freiheitliche Gesellschaft zu erkämpfen“, ist die Quintessenz der anarchistischen Organisationsvorstellungen. Damit werden die Handlungsfähigkeiten und -möglichkeiten einzelner Menschen zugleich zum Ausgangspunkt genommen, als auch in den alltäglichen Auseinandersetzungen weiterentwickelt und ausgebaut. Wie anarchistische Organisierung genauer aussehen soll, darüber gehen die Ansichten teilweise weit auseinander.

Im folgenden Text versuche ich einen Beitrag zur Organisationsdebatte in der sogenannten „radikalen Linken“ aus anarchistischer Perspektive zu formulieren. Aufgrund von Perspektivlosigkeit und veränderten Bedingungen, entstanden in den letzten Jahren verschiedene neue Texte zu basislinken Organisierungsansätzen. Da mein Beitrag kein Ergebnis einer kollektiven Auseinandersetzung mit dieser Thematik ist, sondern Produkt einiger Jahre Erfahrung in der außerparlamentarischen und anarchistischen Szene sowie einiger (begrenzter) Diskussionen darin, will ich mir nicht anmaßen, hier ein völlig neues Konzept zu entwerfen. Die Gedankengänge, welche ich im Folgenden entfalte, sollen stattdessen wesentliche Aspekte in anarchistischen Organisierungsdebatten abbilden und verdeutlichen. Darauf aufbauend kann eine Reflexion über die jeweils eigene Praxis möglich werden. Dementsprechend sehe ich meinen Beitrag selbst als Anregung und Reflexion über bestehende anarchistische Organisationen anstatt als Formulierung einer ausgearbeiteten Programmatik. Diese Bescheidenheit kommt nicht von ungefähr: Erstens bin ich mir der Begrenztheit solcher Überlegungen und Vorschläge bewusst, sei es in ihrer Reichweite, sei es in ihrer notwendigen Verkürzung oder Umsetzbarkeit. Zweitens bin ich der Überzeugung, dass Organisationskonzepte nie abstrakt bestimmt, sondern stets nur von den in ihnen jeweils mitwirkenden Personen gestaltet werden können. Dynamische Inhalte in ihnen sind wichtiger, als starre Formen. Die anarchistische Arbeit an Kampforganisationen, die zugleich Keimzellen der zukünftigen Gesellschaft sein sollen, ist ein kontinuierlicher kollektiver Prozess, der nur von den jeweiligen Gruppen vollzogen werden kann, die sich sozialrevolutionär ausrichten wollen. Drittens ersetzen meine Überlegungen zur Organisierung an dieser Stelle nicht Theorie-Arbeit und die Arbeit an Beziehungen

im Zusammenhang mit der Entfaltung einer anarchistischen Ethik. Um erstere ging es in meinem vorherigen Text *Für eine neue anarchistische Theorie* und um letztere in *Für eine neue anarchistische Synthese*. Die vorliegende Schrift zu anarchistischer Organisierung ist also als eine Ergänzung dieser vorherigen Texte zu verstehen, da ich *ethische Werte*, *organisatorische Prinzipien* und *theoretische Grundsätze* als miteinander verknüpft, fortwährend zu vermitteln und abzugleichen ansehe.

Strukturelle Bedingungen & bewusste Gestaltungsmöglichkeiten

Eine rein abstrakte Überlegung zu anarchistischen Organisationsansätze stünde zudem vor dem Problem, dass sie unterstellen könnte, es gälte endlich eine „richtige" Organisationsform zu finden. Könnte diese dann entwickelt werden, würden wir uns endlich einen Schritt weiter bewegen. In gewisser Hinsicht teile ich diese Vorstellung - oder vielmehr diesen Wunsch – und zwar aufgrund von negativen Erfahrungen und Ent-täuschungen in anarchistischen und anderen linksradikalen Organisationen, in die ich bisher selbst involviert war oder noch bin. Dennoch weiß ich, dass es irrsinnig wäre, nach einen Masterplan der Organisierung zu suchen. Vielmehr gilt es unbedingt davon auszugehen, was wir vorfinden, sowie das zu thematisieren und zu formulieren, wo wir hinwollen.
Jede Form derzeit bestehender anarchistischer bzw. anarchistisch inspirierter Organisation hat ihre Vorteile und Nachteile, egal, ob es sich um die gewerkschaftliche FAU, die Förderation deutschsprachiger Anarchist*innen, autonome Gruppen, informelle Strukturen, Bewegungsnetzwerke oder Hausprojekte handelt. Doch sie alle sind Ergebnis von jahrzehntelangen Erfahrungen und Auseinandersetzungen in emanzipatorischen sozialen Bewegungen, sie alle haben ihre besonderen Geschichten, ihre jeweiligen Potenziale und schleppen ihren eigenen Ballast mit sich herum.
Formen der Organisation können nicht einfach irgendwie ausgesucht oder gewählt werden, sondern sind von den Bedingungen der bestehenden Gesellschaftsform abhängig. Bekanntermaßen ist in dieser der bürgerliche Individualismus stark verbreitet, was eine Organisation anhand gemeinsamer Interessenlagen erschwert. Dies trifft ebenso auf die Produktionsform zu, wo zumindest in den Post-Industriegesellschaften sich immer weniger Menschen als Massenarbeiter*-innen wahrnehmen und organisieren können, weil sie getrennt

voneinander arbeiten. Das Internet und soziale Medien ermöglichen neue Formen der Verbindung, welche jedoch zu Oberflächenerscheinungen und Kurzlebigkeit tendieren, wenn aus den virtuellen Kontakten keine Beziehungen in der Real World geknüpft und gepflegt werden. Das Bestreben, sich gemeinsam zu organisieren, verlangt zudem auch nach einer Bestimmung von gemeinsamen Zielen und einem geteilten Bewusstsein, wie diese erreicht werden können. In der gesellschaftlichen Linken, auch den radikaleren Teilen von ihr und selbst bei den Anarchist*innen fehlt momentan eine gemeinsame Vision und Großerzählung, wie sozial-revolutionäre Prozesse heute aussehen und einen libertären Sozialismus (s.u.) ermöglichen können. Schließlich waren und sind Versuche zur Organisierung sozial-revolutionär eingestellter Menschen auch von staatlicher Repression betroffen, d.h. eine offene Organisierung ist keineswegs zu jedem Zweck und für alle Personen möglich. Dies gilt umso mehr, je erfolgreicher anarchistische Organisationen tatsächlich sind, was sich meistens daran messen lässt, ob sie die Grundstrukturen der bestehenden Gesellschaft tatsächlich angreifen – oder aus Sicht der Repressionsorgane zumindest das Potenzial dazu entwickeln könnten. Allerdings gibt es innerhalb wie außerhalb der Staatsapparate genug autoritäre Reaktionäre, welche uns auch gern verfolgen, kriminalisieren und sogar töten würden, wenn wir lediglich die Gedanken des Anarchismus propagieren.

Letztendlich bedeutet dies, dass die Bedingungen für verschiedene Organisationsformen immer selbst zu erkämpfen, also schon für sich stets Teil der sozialen Auseinandersetzungen sind. Im selben Zuge geht die Ausweitung verschiedener Organisationsmöglichkeiten mit der Verwirklichung einer anderen Gesellschaft einher. Im Anarchismus sollen die Organisationsformen der emanzipatorischen sozial-revolutionären Kräfte nämlich beides sein: Kampforganisationen *und* Keimzellen der zukünftigen Gesellschaft. Als *Kampforganisationen* befinden sie sich im kontinuierlichen Widerspruch, die von ihnen gewählten Mittel fortwährend mit ihren Zielen abzugleichen. Ihr letztes Ziel ist dabei ihre Selbstabschaffung, wenn sie in der erneuerten Gesellschaft aufgehen. Organisationsformen und Taktiken sind also an bestimmte Kämpfe unter bestimmten historischen Bedingungen gebunden und dürfen kein Selbstzweck sein. In der Anarchie wird es wahrscheinlich viele praktische Probleme zu lösen geben. Arbeitskämpfe, militante Interventionen, Demonstrationen oder solidarische Hilfsprojekte, welche die schlimmsten Auswüchse der staatlich/kapitalistischen/patriarchalen Gesellschaftsform lindern, wird es jedoch

nicht mehr geben (müssen). Doch auch als *Keimzellen* der Anarchie dürfen sozial-revolutionäre Organisationen sich nicht selbst genügen. Es geht mit ihnen nicht darum, eine kuschelige, harmonische Gemeinschaft zu schaffen, sondern um die Frage, wie sich die Gesellschaft herrschaftsfrei organisieren lässt – und zwar wiederum ausgehend vom Bestehenden und nicht von abstrakten Idealvorstellungen her gedacht. Daher wäre es auch in diesem Zusammenhang nicht zielführend, würde ich hier konkrete Vorschläge formulieren, denn diese müssen die Expert*innen ihrer jeweiligen Lebenswelten entwickeln. Wie lassen sich Krankenhäuser, Fabriken, Schulen, eine kommunale Selbstverwaltung, kurz: alle wesentlichen gesellschaftlichen Funktionen, die heute in hierarchische Institutionen gepresst sind, im anarchistischen Sinne organisieren?

Ein pluralistischer Anarchismus ohne Adjektive

An anderer Stelle bin ich für den Ansatz der anarchistischen Synthese eingetreten. Mit diesem wird davon ausgegangen, dass eine einheitliche Ideologie oder Organisationsform für eine anarchistische Föderation nicht im Vordergrund stehen, sondern diese eher den Rahmen darstellen sollte, um überhaupt gemeinsamen Austausch und darüber hinausgehende Organisierung zu ermöglichen. Allerdings reicht es nicht aus, Pluralität und Vielfalt zu bejahen, sondern es ist eine Aufgabe, kollektive Prozesse anzustreben und gemeinsame Grundlagen herauszubilden. Dies passiert nicht von selbst und sollte auch gar nicht irgendwie zufällig, sondern absichtsvoll geschehen, wenn Menschen den Anspruch haben, mit ihrer Organisierung tatsächlich etwas zu verändern. Auch eine Föderation und der mögliche Austausch in ihr dürfen kein Selbstzweck sein, sondern sind an sozial-revolutionären Zielsetzungen auszurichten. Damit meine ich keineswegs die dogmatische Erfüllung möglichst reiner Organisationsprinzipien, sondern die grundlegende Haltung, mit welcher wir an Organisierung herangehen.

In Hinblick auf die anarchistische Synthese ist klar, dass es nicht die *eine richtige* Organisationsform geben kann, sondern eine Vielzahl von unterschiedlichen Ansätzen parallel zueinander vorstellbar sind. Dies hängt zwar auch zu einem gewissen Grad von persönlichen Vorlieben und Erfahrungen ab, richtet sich aber vor allem nach dem, was wir mit der jeweiligen Organisation anfangen wollen. Autonome Gruppen, offene weltanschauliche „Gesinnungsgruppen“, soziale Bezugsgruppen, Syndikate, Netzwerke von Aktivist*innen oder die Arbeit in

zivilgesellschaftlichen Vereinen haben also alle ihre Berechtigung, ihre Potenziale und ihre Begrenzungen. Dass bedeutet jedoch nicht, dass es beliebig ist, welche Organisationsformen wir wählen und dass es sich darüber nicht produktiv zu streiten gälte. In der Geschichte der sozialistischen - und darin der anarchistischen - Bewegung wurden langanhaltende und gelegentlich erbitterte Auseinandersetzungen beispielsweise darüber geführt, ob Basisgewerkschaften bürokratisch verkrusten, ob Föderationen eher lähmen als zum gemeinsamen Handeln zu motivieren, in welchen Phasen und Kontexten es öffentlich und wann es klandestin zu agieren gilt oder ob die Strukturlosigkeit vieler autonomer Gruppen nicht viel „tyrannischer" ist als gewisse demokratische Strukturen, wie Jo Freeman schrieb. Solche Debatten sind enorm wichtig, weil es eben nicht stimmt, wenn Aktive aus verschiedenen Strömungen behaupten, ihre Organisationsform sei *an sich* die richtige, sei es, weil nur sie den grundsätzlichen Antagonismus in der Gesellschaft bekämpfen würde, indem der Ökonomie ein Primat zugeschrieben wird, sei es, weil geglaubt wird, eine „richtige" Analyse zu haben, oder schließlich, weil die Abspaltung von der Mehrheitsgesellschaft sowie von anderen emanzipatorischen Strömungen als Selbstzweck befürwortet wird.

In diesem Text werde ich keine Organisationsmodelle durcharbeiten und bewerten. Mir geht es um die Herangehensweise an anarchistische Organisierungsprozesse, also um unsere Perspektiven darauf. In diesem Zusammenhang befürworte ich einen *Anarchismus ohne Adjektive* wie ihn unter anderem Voltarine de Cleyre und Errico Malatesta formulierten. Sie entwickelten diesen offenen, pluralistischen Ansatz eines weiten Schirms des Anarchismus nicht ohne Grund, sondern weil sie die endlosen Auseinandersetzungen über ideologische und organisatorische Differenzen verschiedener anarchistischer Strömungen als nicht zielführend erachteten. Das bedeutet nicht, dass sie nicht selbst auch Position bezogen haben und sich von bestimmten Erscheinungen in der anarchistischen Szene abgrenzten, sie kritisierten oder befürworteten. Organisationsdebatten sollten allerdings nicht abstrakt und losgelöst von den realen Lebensbedingungen, Situationen und Kämpfen von Menschen geführt werden, sondern aus diesen hervorgehen und von potenziell gemeinsamen Zielen ausgehen, die wiederum auch fortwährend neu zu konkretisieren sind. Bei allem Trennenden, was Anarch@s oft so lieben, weil sie darin eine Umgangsweise mit ihrer eigenen Entfremdung finden, soll es hierbei also um die Herstellung eines

Gemeinsamen gehen. Das ist kein Harmoniegesülze, sondern beruht auf der strategischen Absicht, anarchistische Perspektiven, Praktiken und Gruppen relevanter und wirkmächtiger werden zu lassen. Auf keinen Fall sollen deswegen alle an einer einzigen anarchistischen Organisation mitwirken, denn wie erwähnt gibt es viele verschiedene Möglichkeiten sich zu organisieren, was gut so ist. Allerdings geht es darum, möglichst viele Menschen, die sich als Anarchist*innen verstehen in Diskussionsprozesse zu verstricken, damit sie ihre sozial-revolutionären Projekte aufeinander beziehen, sich verbünden und - wo es Sinn ergibt - zumindest punktuell gemeinsam agieren. Schließlich gelingt ein Zusammenwachsen nicht durch abstrakte Debatten, sondern durch geteilte Erfahrungen.

Die Vielfalt anarchistischer Organisationsformen ergibt sich auch schon daraus, dass Anarchismus als soziale Bewegung prinzipiell den Anspruch hat, in alle gesellschaftliche Bereiche und alle Kampffelder hineinzuwirken. Mit dem Slogan „Fight were you stand!“ wird dies ziemlich gut auf den Punkt gebracht. Was Anarchist*innen auszeichnet, ist, dass sie nicht lediglich ein Thema verfolgen, in nur einer Gruppe von Leuten herumhängen, nur Verbindungen in ein soziales Milieu haben oder nur eine/ihre Wahrheit als richtig anerkennen. Sie können sich ökologischen, (queer)feministischen und antifaschistischen Kämpfen, Kämpfen gegen Ausbeutung und Lohnarbeit, gegen staatlichen Autoritarismus, Repression und Überwachung, gegen nationalstaatliche Grenzziehungen und Militarismus usw. widmen. Von den jeweiligen Themenfelder, den anderen emanzipatorischen Akteur*innen darauf, sowie den eigenen Taktiken, Erfahrungen und Vorlieben hängt es ab, welche Organisationsform sinnvollerweise gewählt und entwickelt werden kann. Dieser Gedanke knüpft auch an den Grundsatz der „Vielfalt der Taktiken“ an, wie er 2001 bei einem großen Protest gegen den WTO-Gipfel in Quebec entwickelt worden war.

Meine Aussage dürfte klar geworden sein: Nieder mit den Selbstzwecken! Schluss mit dem „Das haben wir schon immer so gemacht“! Lasst uns bewusst und selbstkritisch über anarchistische Organisierung nachdenken. Anstatt uns von endlosen Organisationsdebatten lähmen zu lassen, in der falschen Annahme, eine „richtige“ Organisationsform wäre die Lösung für alles, sind anarchistische Organisationsansätze in ihren Geschichten zu verstehen und von ihren jeweiligen Potenzialen her zu denken.

Ⓐ Ⓐ Ⓐ

◎ Gemeinsam nach Autonomie streben

In *Für eine neue anarchistische Theorie* habe ich vorgeschlagen, das Streben nach Autonomie, nach Selbstbestimmung und Selbstorganisation als Gemeinsamkeit verschiedener anarchistischer Gruppen und Strömungen zu sehen. *Selbstbestimmung* von Einzelnen und Kollektiven ist dabei zugleich ein ethischer Ausgangspunkt, als auch eine zu verwirklichende Zielvorstellung. Theorien zur *Selbstorganisation* sollen aufzeigen, wie gesellschaftliche Ordnung ohne Herrschaftsstrukturen und -verhältnisse hergestellt werden kann. Unter *Autonomie* verstehe ich hauptsächlich ein Organisationsprinzip, welches mit Dezentralität, Föderalismus, Freiwilligkeit und Horizontalität verknüpft zu denken ist (s.u.). Anarchistische Strömungen werden an dieser Stelle weniger nach ihren jeweiligen ideologischen oder theoretischen Positionen unterschieden, sondern nach ihren Organisationsansätzen, die allesamt danach streben, Autonomie zu verwirklichen. Selbstverständlich sind ethische und theoretische Standpunkte sehr eng mit organisatorischen Prinzipien verknüpft und sie beeinflussen sich wechselseitig. Wenn angestrebt wird, Herrschaft grundlegend zu überwinden und zugleich davon ausgegangen wird, dass Ziele und Mittel in einer radikalen und emanzipatorischen Bewegung möglichst in Einklang gebracht müssen, ergibt sich daraus, dass alle anarchistischen Organisationsformen äußerst kritisch gegenüber Hierarchien sind. Dies müsste sich in ihnen widerspiegeln. Anarchistische Strömungen anhand ihrer Organisationsansätze (und der damit verbundenen Intentionen her) zu unterscheiden, gibt vor allem deswegen Sinn, weil ihre Praxis in den Fokus gerückt wird, also „was sie tun“ wichtiger erscheint, als „was sie sagen“.

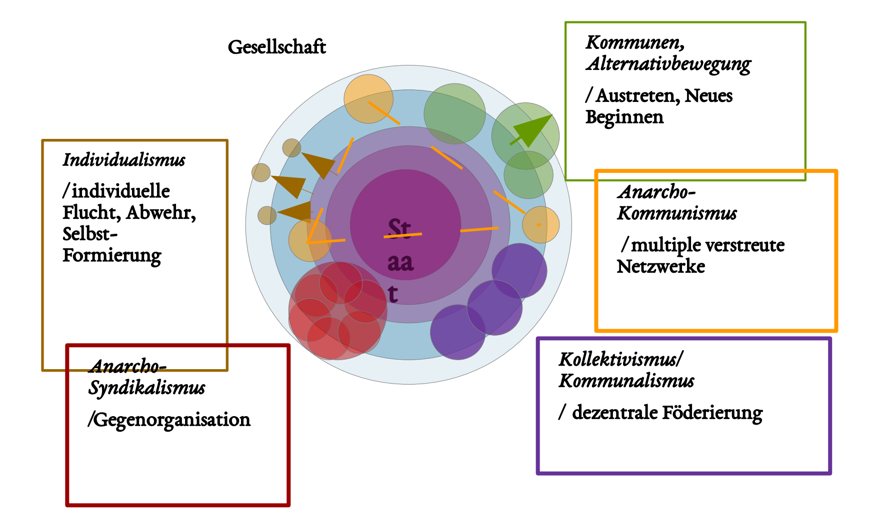
Die Frage lautet also, inwiefern es verschiedene anarchistische Organisationsformen schaffen, sich autonom zu organisieren. Damit ist nicht gemeint, dass sie keine Beziehungen zu anderen Gruppen haben, sich auf einsame Inseln oder in Hausprojekte zurückziehen sollen. Ebensowenig ist die organisatorische Einrichtung des Autonomie-Prinzips ein Gradmesser, anhand dessen bestimmt werden könnte, wer zu welchen Grad „anarchistisch“ ist oder nicht. Es geht vielmehr darum, sich nicht in Herrschaftsinstitutionen zu verstricken, sondern Wege zu suchen, sich von ihnen zu lösen. Politische Parteien können eben niemals das anarchistische Streben nach Autonomie verwirklichen. Doch auch der Großteil der sogenannten „Zivilgesellschaft“ scheint dafür nicht zu taugen, insofern diese Teil der Herrschaftsverhältnisse ist, die sie mit einrichtet oder deren

Folgen sie manchmal lindert. Anarchist*innen sollten durch ihre Organisationen in die Lage versetzt werden, so weit wie möglich unabhängig von staatlichen Geldern, kapitalistischen Profit- und Konkurrenzzwängen, von patriarchalen Normen und Verhaltensweisen, von nationalen Grenzen und von der Ausbeutung der nicht-menschlichen Mitwelt sein. Genau dies ist jedoch nicht allein eine Frage der ethischen Haltung, sondern ebenso der Organisierung von Alternativen zu den bestehenden dominierenden Herrschaftsverhältnissen.

Dies betrifft uns „dort, wo wir stehen", bezieht sich allerdings ebenfalls auf anarchistische Vorstellungen zur Organisierung einer solidarischen, freiheitlichen, egalitären Gesellschaft insgesamt. Die klassischen Anarchist*innen strebten danach, „die Gesellschaft" autonom von der Herrschaft, also von staatlichen Gesetzen, kapitalistischen Zumutungen und patriarchalen Geschlechterverhältnissen, zu organisieren. Die moderne Gesellschaft schien aufgrund ihres ungeheureren gesellschaftlichen Reichtums, aber auch wegen ihrer Möglichkeiten zu Bildung und Selbstbestimmung, sowie technologischen Entwicklungen, geeignete Voraussetzungen zu bieten, um eine selbstorganisierte, menschenfreundliche und rationale „Gesellschaft der Gesellschaften" einzurichten.
Weil wir mittlerweile Herrschaft besser als Verhältnis zwischen Menschen begreifen und beschreiben können, müssen wir uns von der Vorstellung lösen, eine „rationale" Einrichtung der gesellschaftlichen Struktur allein, ermögliche die Anarchie. Beispielsweise verschwinden Herrschaftsideologien wie Leistungsfetischismus, Verschwörungstheorien oder Antisemitismus nicht einfach, wenn wir egalitäre, horizontale und autonome Kommunen aufbauen. Doch der Grundgedanke ist entscheidend: In anderen organisatorischen Strukturen, in denen die Produktion kooperativ und dezentral organisiert, der Konsum nach Bedürfnissen ausgerichtet und die Gleichheit aller Geschlechter hergestellt ist, entstehen erst die Voraussetzungen und Erfahrungsräume, in denen Menschen auch tatsächlich andere Verhältnisse eingehen und verwirklichen können. Das anarchistische Konzept von Autonomie beinhaltet, dass sie dies selbständig, unabhängig von angemaßten Autoritäten und nach ihrer jeweiligen Betroffenheit tun sollen und können.

Autonome Tendenzen

Meiner bisherigen Überlegungen und Eindrücke nach, schlage ich vor, fünf wesentliche anarchistische Tendenzen zur Verwirklichung von Autonomie zu unterscheiden. Diese sind der *anarchistische Individualismus*, der *anarchistische Kollektivismus und Kommunalismus*, der *anarchistische Syndikalismus*, der *anarchistische Kommunismus* sowie *anarchistische Kommunitarismus*.
Im Schema wird dies verdeutlicht:



Das Adjektiv „anarchistisch“ verwende ich an dieser Stelle nicht, weil ich damit ein identitäres Label vergeben will, sondern, um Bewegungen, Gruppen und Traditionen *nicht* zu vereinnahmen. Es gibt auch andere Varianten des Individualismus, der Gewerkschafts- oder Kommunebewegung, die teilweise viele Schnittpunkte mit dem Anarchismus haben. Emanzipatorische soziale Bewegungen sind immer heterogen. Ein kleiner Teil von ihnen mag sich explizit als anarchistisch definieren und anderen Teile könnten ihrem Wesen nach als anarchistisch bezeichnet werden. Letztendlich zählt jedoch, wie sich die jeweiligen Personen und Gruppen selbst definieren und positionieren. Wenn Leute bewusst andere Ansichten haben, gilt es sich ebenso mit ihnen auseinander zu setzen, wenn man an einem gemeinsamen Projekt arbeitet. Der Anarchismus ist ohnehin nicht der „einzig richtige Weg“ und darüber hinaus auch kein Markenzeichen für etwas an sich Gutes, sondern es kommt immer darauf an, was die Leute machen. Wieder andere Strömungen stehen ihm entgegen. Der rein bürgerliche Individualismus, „gelbe“ Gewerkschaften oder gar völkische Alternativbewegungen haben nichts mit Anarchismus zu tun, auch wenn sie auf ähnlichen Feldern agieren mögen.

Wichtig in Hinblick auf das Schema ist, dass es lediglich zur Veranschaulichung dient. Dargestellt werden Ansätze, also Versuche und Tendenzen. Teilweise werden sie von bestimmten Strömungen explizit in „Reinform“ vertreten, oftmals treten sie hingegen in Kombinationen auf. Auch in Organisierungsdebatten vermischen sich die jeweiligen Ansätze meistens und es wird versucht, verschiedene Aspekte von ihnen zu verbinden. Wie schon erwähnt, geschieht Organisierung nicht einfach nach Belieben, sondern unter vorgefundenen Bedingungen, die auch gestaltet werden können. Daher sind ihre Geschichten und die Auseinandersetzungen um sie mitzudenken. Bei allen Tendenzen ist die Frage zu stellen, *wogegen* sich die jeweilige Organisation richtet und *wofür* sie streitet.

Anarchistischer Individualismus

Es sind zwei Reihen von Faktoren, die zu einem Aufkommen des anarchistischen Individualismus führten. Die Besinnung auf Einzelne wurde möglich, einerseits durch die Entwicklung der Produktivkräfte, eine potenziell größere Zeit frei von Feudalarbeit und Lohnarbeit für einen größeren Teil der Bevölkerung, die Erkämpfung politischer Rechte (z.B. freie Meinungsäußerung, Pressefreiheit etc.), die Ausdehnung von Selbstbildungsmöglichkeiten (Bücher, Zeitungen, Debattierzirkel usw.), sowie die Säkularisierung des christlichen zugunsten eines humanistischen Welt- und Menschenbildes. Mit diesen Grundlagen wurde es möglich, den Grad der Selbstbestimmung Aller als Indikator für Emanzipation insgesamt anzusehen. Das heißt, keine abstrakte „befreite Gesellschaft“ für irgendwann zu fordern, sondern soziale Revolution daran zu messen, ob es konkreten Einzelnen besser geht. Andererseits beschnitt die moderne Herrschaftsordnung genau diese Potenziale in einem ungeheuerlichen Ausmaß. Die drückende Lohnarbeit verhinderte die freie Zeitgestaltung und persönliche Entwicklung von Menschen. Politische Rechte kamen oft nur denen zu, die sich nicht grundlegend gegen die bestehende Ordnung äußerten oder gar rebellierten, weil sie Teil dieser Ordnung waren. Die neuen Konsummöglichkeiten durch die Massenproduktion reduzierte Menschen auf ihre Rolle von Konsumenten, um Absatzmöglichkeiten zu schaffen. Schließlich stellte sich das humanistische Welt- und Menschenbild nicht als die verheißene Befreiung heraus, sondern als moderne Ideologie, welche den Willen der Einzelnen ebenso beschnitt und ihn unter anderem der Nation unterordnete.

In der Moderne dehnte sich der Staat parallel zum Kapitalismus in einem nie gekannten Maß aus. Der moderne Staat begründete eine „rationale“ Herrschaft,

mit der das Humankapital seiner Unterworfenen maximal für seine Zwecke nutzbar gemacht werden sollte. So wie Menschen in die Fabriken getrieben wurden, presste sie der moderne Staat in die Maschinerie des *Militärs*. Beispielsweise war der Grund, warum in Preußen die Kinderarbeit abgeschafft wurde, dass die jungen Wehrdienstleistenden von der Lohnarbeit dermaßen zerstört waren, dass sie nicht mehr als wehrfähig galten. Die *Schule* war von ihrer Entstehung her von Anbeginn an eine Zwangsinstitution, mit welcher kleinen Menschen Gehorsam, Disziplin, Vaterlandsliebe und die Kontrolle über ihre Affekte und Emotionen gelehrt wurden. Schließlich zeichnet den modernen Staat aus, dass er seine Bürger*innen mit neuen Technologien verwaltete, klassifizierte und permanent kontrollierte. So wurde die *Bürokratie* enorm ausgedehnt, nicht allein, um ein regelmäßiges Steueraufkommen zu sichern, sondern um die Kontrolle des Staates über eigenwillige Individuen auszuüben, die beispielsweise keinen festen Wohnsitz, kein offizielle Staatsbürgerschaft, nur geächtete Arbeit und keinen anerkannten sozialen Status hatten.

Aus Sicht anarchistischer Individualist*innen stellen all diese Entwicklungen eine Negierung der Einzelnen dar, die unterworfen, reglementiert, diszipliniert, normiert, klassifiziert und kontrolliert werden. Es geht dabei nicht lediglich um eine passive Zustimmung zur bestehenden Herrschaftsordnung (wie in den meisten früheren Gesellschaftsformen), sondern im Gegenteil um die aktive Mitwirkung an ihr. Bürger*innen sollen sich mit ihrem Nationalstaat identifizieren, so wie Lohnarbeiter*innen mit ihrem tollen Unternehmen oder Frauen* mit ihrer Rolle als Hausfrau/Geliebte/Prostituierte. Ganze Klassen und Gruppen von Menschen sind von der herrschaftlichen Negierung ihrer eigenen Leben betroffen. Auch wenn diese Betroffenheit eine kollektive und strukturelle ist, so wird sie erst dadurch bedeutsam, dass Menschen sie konkret erfahren, unter ihr leiden - und Widerstand dagegen leisten. Aus diesem Grund können Befreiungsprozesse nicht entfremdet gelingen, sondern müssen immer mit der Veränderung und Entwicklung von Menschen einhergehen, sowie ihrem eigenen Ansinnen entsprechen. Deutlich schwieriger als die Rebellion gegen Zwangsinstitutionen ist dahingehend jene gegen gesellschaftliche Normen und Ideologien, die oftmals viel schwieriger zu durchschauen sind. Deswegen versuchen Individualanarchist*innen radikale Bildung zu verbreiten, Anstöße zur Transformation des individuellen Selbst zu geben und ein widerständiges Leben zu führen und Anregungen zur selbstbestimmten Entfaltung von Vorstellungen und Bedürfnisse zu geben.

Der anarchistische Individualismus stellt - heruntergebrochen - eine Abwehr all der Beschränkung von Einzelnen durch kapitalistische, bürokratische, staatliche und patriarchale Zwangsinstitutionen dar, welche er ablehnt, denen er sich entziehen und die er sabotieren will. Stattdessen tritt er für das Recht der Selbstbestimmung aller einzelnen Menschen ein und mutet ihnen Verantwortlichkeit und die Fähigkeit zur Gestaltung ihrer jeweils besonderen Leben zu. Je selbst-bewusster die Einzelnen jeweils sind und je eher sie die Fähigkeiten und Möglichkeiten haben, sich selbst zu bestimmen, desto weniger werden sie selbst herrschen und auf Herrschaftsordnungen angewiesen sein.

Max Stirner schrieb von einem „Verein der Egoist*innen“, in dem Menschen aus freien Stücken zusammenkommen könnten. So lange es auf einer Ebene des bloßen Interesses bleibt und nicht viel zu organisieren gibt, bestehen viele solcher Ego-Vereine. Doch die soziale Revolution ist kein Hobby, die sich durch Kleingruppen vollziehen lässt. Andererseits wird durch die individuelle Initiative Einzelner viel möglich und wäre es wünschenswert, dass viele Anarchist*innen (auch) in informellen Bezugsgruppen organisiert sind. Diese sind in dem Sinne „individualistisch“, als dass sie die persönlichen Affinitäten zwischen den Beteiligten in den Vordergrund stellen und entwickeln, ihre Bedürfnisse umfassend beachten können und vollständig auf Freiwilligkeit setzen. Davon schreibt z.B. Alfredo Bonanno. Auch formellere anarchistische Organisationen sind meist zu einem Großteil durch Tatendrang, die Kapazitäten, die sozialen, politischen etc. Fähigkeiten von Einzelnen bestimmt. Nicht immer gibt es Sinn, sich auf endlose Gruppenprozesse einzulassen und es ist problematisch, in einer Gruppe vor allem Halt und Identität zu suchen, anstatt sie als Ausgangsbasis für bestimmte Kämpfe anzusehen. Deswegen hat die individual-anarchistische Kritik an Organisationen immer wieder ihre Berechtigung.

Umgekehrt sollten Einzelne, wenn sie Strukturen nutzen, nach ihren Möglichkeiten auch individuell dazu beitragen, sie aufrecht zu erhalten oder gar weiter zu entwickeln. Eine rein individualistische Abwehr von Organisation führt überdies bei den allermeisten Menschen dazu, dass sie nur so lange anarchistisch aktiv sind, bis sie wenig Zeit haben oder ihr Glaube an die Sache versiegt ist – weil sie ihn nicht nur aus sich selbst schöpfen können. In Organisationen können Menschen ebenso vereinzelt sein, wie sie sich in informellen Zusammenhängen sehr verbunden fühlen und auch wirkmächtig werden können. Der individualistische Anarchismus kann also indirekt und direkt zu einer sinnvollen

Organisierung beitragen. Dazu ist er allerdings konsequent vom sogenannten Anarcho-Kapitalismus abzugrenzen, der vorgibt, die Individualität über alles zu stellen, dabei jedoch Menschen in ihren sozialen Beziehungen voneinander abschneidet, keinen Begriff von Herrschaft hat und sie nicht ansatzweise überwinden kann.

ↄ *Anarchistischer Kollektivismus und Kommunalismus*

Mit der Entstehung und Ausdehnung des modernen Nationalstaates, welche massiv von den bürgerlichen Revolutionen des 18., 19. und 20. Jahrhunderts befördert wurde, richteten Anarchist*innen ihren Blick auch darauf, was jener und der Kapitalismus zerstörten. Einerseits waren dies kommunale Strukturen in Dörfern oder Stadtteilen, andererseits arbeitsmäßige Zusammenhänge wie Handwerkerzünfte oder Arbeiter*innen-Kollektive. Insbesondere Michael Bakunin war erstaunt über die Selbstorganisation und Autonomie innerhalb russischer Dorfgemeinschaften („mir“), in denen es kollektiven Landbesitz gab, der regelmäßig umverteilt wurde. Arbeiter*innen schlossen sich in vor-kapitalistischer Zeit oftmals freiwillig zu Kollektiven zusammen („artel“), teilten den Lohn untereinander auf und unterstützten sich solidarisch. Dennoch fühlten sich viele Menschen regional auch miteinander verbunden und wehrten deswegen zunächst die Ausdehnung der Feudalherrschaft und später des kapitalistischen Staates ab. Im Gegensatz zum Adel, zum Klerus und dem Bürgertum verstanden sie sich als „Volk“ - und zwar nicht im republikanischem Sinne (Staats-Bürger*innschaft und Patriotismus), nicht im völkischen Sinne („Blut“ und imaginäre „Volksgemeinschaft“), sondern im Sinne einer sozialen Klasse. Die Klasse des „Volkes“ war freilich sehr heterogen, umfasste verschiedene Regionen und Berufsstände. Dennoch wurde mit ihr offen ausgesprochen, dass eine grundlegende Spaltung zwischen Regierenden/ Ausbeutern und Regierten/ Ausgebeuteten besteht.

Mit der Durchsetzung des Kapitalismus, dessen Zwangs- und Ausbeutungscharakter zunächst schwer zu verstehen war, sowie der Ausweitung parlamentarisch-demokratischer Institutionen und Elemente, durch welche staatliche Herrschaft besser verschleiert, Widerstand eher erkannt und Menschen stärker einbezogen werden konnten, veränderte sich die Gesellschaft enorm. Beispielsweise mündete das ökonomische Herrschaftsverhältnis in den Gegensatz von Privateigentum an Kapital und der Lohnarbeit. Dennoch verschwand die alte Herrschaftsordnung nicht einfach, wie auch die Strukturen der Selbstorganisation

teilweise erhalten blieben – zumindest als Erinnerung an Zeiten, in denen es tatsächlich weniger Zugriffe auf die Menschen gab. Dem kollektivistischen und kommunalistischen Anarchismus wird oftmals vorgeworfen, er beziehe sich auf die Vergangenheit, die er romantisch verklären würde, während er die moderne Herrschaftsordnung nicht grundlegend begreifen und daher auch nicht radikal verändern könnte. Vor allem der letzte Aspekt trifft beispielsweise auf die sogenannte „Freigeldtheorie“ von Silvio Gesell zu, mit der Kapitalismus nicht richtig verstanden werden kann.

Wie bei fast allen sozialen Bewegungen spielte die Abwehr einer als schlecht empfundenen neuen Herrschafts- und Ausbeutungsordnung tatsächlich eine große Rolle bei kollektivistischen und kommunalistischen Ansätzen. Allerdings waren es gerade Anarchist*innen, die sich Gedanken darüber machten, wie sich *neue* Strukturen der Selbstverwaltung und Selbstorganisation (etc.) auf Grundlage der veränderten gesellschaftlichen Bedingungen aufbauen ließen. Pierre-Joseph Proudhon entwickelte dazu beispielsweise den Ansatz der „Arbeitsbörsen“, in denen sich Arbeiter*innen bilden und Zeit verbringen konnten, selbst eine Arbeitslosen- und Krankenversicherung betrieben und sich auch sonst gegenseitig halfen. Damit hielt er nicht krampfhaft an althergebrachten Handwerkerzünften fest, sondern überlegte sich, wie die in jenen Gemeinschaften praktizierte Solidarität in der neuen Zeit organisiert werden konnte. Auch heute sind mehr Konzepte kommunalistisch und kollektivistisch inspiriert, als man annehmen könnte. Zumindest die progressiven Vorschläge für ein bedingungsloses Grundeinkommen oder das Mietshäusersyndikat schließen genau an diese Vorstellungen an: Mit ihnen sollen konkrete Verbesserungen der Lebenssituationen erreicht werden, indem Menschen etwa keine existenziellen Ängste durch prekäre Situationen haben, nicht so stark vereinzeln und deswegen eine Ausgangsbasis dafür haben, sich für sozial-revolutionäre Veränderungen der Gesellschaft einzusetzen. Auch Murray Bookchins Überlegungen zu einem libertären Kommunalismus gehen in diese Richtung.

„Radikal“ eingestellte Personen werfen kollektivistischen und kommunalistischen Leuten in einer Art Fundamentalkritik immer wieder vor, dass ihre Ansätze zu kurz greifen. Letztendlich würden sie das Elend im Kapitalismus nur abmildern und ihn deswegen indirekt mit aufrechterhalten. Dieser Einwand ist nicht besonders stichhaltig. Zumindest nicht, wenn davon ausgegangen wird, dass nur konkrete Verbesserungen im Hier&Jetzt Menschen ermächtigen und ihr Interesse wecken

können, sich weitergehend für eine emanzipatorische Gesellschaftsveränderung einzusetzen. Sozial-revolutionäre Errungenschaften wurden noch nie erkämpft, weil sich die Lebenssituationen von Menschen weiter verschlechtert haben, sondern immer nur dann, wenn Aussicht darauf bestand, sie tatsächlich konkret verbessern zu können. Dem angeblichen Reformismus wird dann ein vermeintlicher Radikalismus entgegengesetzt. Mit diesem wird entweder die zynische Untätigkeit legitimiert oder die Eroberung der Staatsmacht angestrebt, im Irrglauben, radikale Veränderungen ließen sich durch eine sozialistische Diktatur durchsetzen. Abgesehen davon sind Anarchist*innen die größten Kritiker*innen innerhalb des Kollektivismus/Kommunalismus. Gerade sie weisen darauf hin, dass durchaus die Gefahr besteht, sich im Hausprojekt, mit seinem Grundeinkommen, mit seinem „Bürgerhaushalt“ oder mit/in was auch immer gemütlich einzurichten, anstatt diese erst als Ausgangsbasis für weitere soziale Kämpfe anzusehen.

Der anarchistische Kollektivismus/Kommunalismus beruht auf der Annahme, dass wir mit vielen Menschen gemeinsam konkrete Unterschiede machen können, sich Lebenssituationen von Leuten verbessern lassen und gerade dies der Weg ist, Kapitalismus, Staat und andere Herrschaftsverhältnisse zu überwinden. Gemeinschaften sollen sich dabei nicht (zumindest nicht vorwiegend) an geteilten Überzeugungen zusammenfinden, sondern aufgrund ihrer Lebenssituationen (Wohnort, Arbeit). Dort sind sie strukturell miteinander verbunden, teilen eine Lebensrealität und praktizieren in der Regel auch schon irgendwelche Formen von Selbstorganisation und Selbstverwaltung. Hier gilt es anzusetzen, Menschen einzubinden und Lust auf Organisierung und Gestaltung zu wecken, die ihnen selbst etwas bringt. Gleichzeitig verbinden kommunalistische/ kollektivistische Anarchist*innen bestimmte Formen der lokalen/arbeitsmäßigen Organisation mit einer grundlegenden Gesellschafts- und Herrschaftskritik. Dadurch wirken sie auch darauf hin, dass die kommunalen und kollektivistischen Strukturen kein (bloßer) Selbstzweck sein sollen - wodurch sie verkrusten - sondern sie die Grundlage der Anarchie darstellen können. Dazu müssen sie ihre eigenen Ansprüche ernst nehmen und schließlich auch miteinander föderieren.

Anarchistischer Kommunismus

Der anarchistische Kommunismus wurde nach dem Kollektivismus und in Abgrenzung bzw. Weiterentwicklung zu diesem entwickelt. In ihm wird das Subjekt des (sozialen) „Volkes“ stärker durch den Klassenbegriff ersetzt – welcher

allerdings ebenfalls sehr unterschiedliche soziale Gruppen umfasst. Stärker als im Kollektivismus/Kommunalismus wurden die Bedingungen der modernen Gesellschaft nicht lediglich abgewehrt, sondern auch als Chancen angesehen. Peter Kropotkin ging davon aus, dass es gerade der ungeheure Reichtum der Industriegesellschaften ist, welcher es erst ermögliche, Anarchie zu verwirklichen. Im Unterschied zu Marx sah er den Kapitalismus jedoch nicht als notwendige Vorstufe zum anarchistischen Kommunismus, sondern ging von sozialistischen Verhältnissen aus, die parallel zu den dominierenden kapitalistischen bestehen. Der Kampf kommunistischer Anarchist*innen richtet sich zugleich gegen den Kapitalismus und den Staat, weil sie erfuhren und erkannten, dass der Staat ein starkes Eigeninteresse hat und nicht als vermeintlich neutrales Instrument für eine emanzipatorische Gesellschaftstransformation genutzt werden kann. Dass diese Verknüpfung ernst genommen wurde, war auch die Grundlage dafür, dass anarchistische Kommunist*innen wie Emma Goldman das Patriarchat als weiteres, eigenständiges und mit den anderen verknüpftes Herrschaftsverhältnis kritisieren und angreifen konnten.
Auch mit den individualistischen Anarchist*innen setzten sich Anarch@-Kommunist*innen wie zum Beispiel Johann Most und Errico Malatesta auseinander. Sie begründeten, dass die Entfaltung der Individualität aller Menschen das Ziel und der Gradmesser für gesamtgesellschaftliche Emanzipation sei, das Einzelne nicht übergangen werden und Zusammenschlüsse nur freiwillig sein sollten. Auf der anderen Seite hat genau dieses Ziel zu seiner Verwirklichung bestimmte materielle Voraussetzungen, die in letzter Konsequenz nur durch die Entwicklung kommunistischer Verhältnisse ermöglicht werden könnten. Jede*r soll nach seinen Möglichkeiten und Fähigkeiten beitragen und produzieren, jede*r nach ihren Bedürfnissen mitbestimmen und konsumieren. Würde dieser Grundsatz umgesetzt werden, bräuchte es keine aufwendigen Lohnsysteme, keinen aufreibenden Vergleiche und keine Vergütungen von Leistungen, keine abstrakte oder gar zentralistische Bestimmung und Bewertung von Bedürfnissen. Um solche Überlegungen zerbrachen sich auch Anarchist*innen die Köpfe, wenn sie darüber nachdachten, wie die Anarchie konkret organisiert werden könnte. „Jede*r nach ihren Fähigkeiten, jede*r nach seinen Bedürfnissen“ ist zum Teil auch eine ethische Einstellung von Menschen, die nicht mehr entfremdet voneinander sind, sondern sich gemeinschaftlich aufeinander beziehen. Kommunistische Anarchist*innen zeigen allerdings auf, dass es nicht

hauptsächlich darum geht uns zu „guten“ und „sozialen“ Menschen zu erziehen, sondern dass wir andere gesellschaftliche Verhältnisse und Institutionen brauchen, die es uns ermöglichen, uns „gut“ und „sozial“ zu verhalten.

Diese sind allerdings nicht allein in den Kommunen oder an den Arbeitsplätzen zu organisieren, sondern werden im anarchistischen Kommunismus auch anhand von *geteilten Interessen* festgemacht. Kropotkin war beispielsweise begeistert von der dezentralen und weitgehend selbstorganisierten Vernetzung internationaler Eisenbahngesellschaften, des Postwesens oder der Gesellschaft zur Seenotrettung. Ursprünglich wurden diese nicht nach staatlichen Vorgaben oder Plänen eingerichtet. Der Unterschied zum arbeitsmäßigen oder kommunalistischen Zusammenhang besteht darin, dass sich Menschen nach ihren Interessen über Ländergrenzen hinweg vernetzen und organisieren können und somit auch ein Gegenmodell zu Nationalstaaten oder regionaler Eigenbrötelei verkörpern.

Kommunistische Anarchist*innen setzten stark auf Propaganda und Überzeugungsarbeit, weil sie davon ausgingen, dass ihre Erkenntnisse und Konzepte erst einmal verbreitet werden mussten, um Menschen von ihren Vorurteilen und ihrem eingeschränkten Denken zu befreien. Dies geschah in einer Zeit, in der viele Menschen in der sozialistischen Bewegung und sogar darüber hinaus, davon ausgingen, dass es mit hoher Wahrscheinlichkeit ohnehin zu einer weiteren großen Revolution kommen wird, weil sich die gesellschaftlichen Widersprüche immer weiter zuzuspitzen schienen. Wie sollte diese Revolution jedoch zu einer *sozialen Revolution* ausgedehnt, radikal und emanzipatorisch ausgerichtet werden können, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse von den meisten Menschen kaum begriffen wurden und sie deswegen beispielsweise an den König appellierten oder sich mit kleinen sozialen Reformen abspeisen ließen? Parallel zum Imperialismus und Militarismus wurden in die moderne Gesellschaft stückchenweise Demokratie und Sozialgesetze eingeführt. Zum erwarteten großen Kladderadatsch kam es hingegen nicht. Auch die russische Revolution von 1917 konnte der sozialen Revolution aus anarchistisch-kommunistischer Sicht nicht genügen: Weder wurde die Wirtschaft konsequent auf kommunistischer Basis umstrukturiert, noch wurde der Staat abgeschafft, sondern wurden im Gegenteil ein gigantisches Fabriksystem mit Zwangsarbeit eingeführt und die Rätestrukturen zerschlagen. Schließlich hatte das ganze Projekt der staatskapitalistischen Sowjetunion und ihrer Nachahmer nichts mehr mit den Vorstellungen des anarchistischen Kommunismus zu tun...

Auch heute bezeichnen sich viele Menschen in der anarchistischen Szene selbst als Anarch@-Kommunist*innen. Die Argumente dieser Strömung sind offenbar ziemlich überzeugend und lassen sich auf verschiedenste gesellschaftliche Bereiche und Themenfelder anwenden. Insofern organisieren sich anarch@-kommunistische Gruppen meistens anhand der geteilten Weltanschauung (s.u.), die sie auch in andere Kontexte hineintragen. Dies bedeutet nicht, dass professionelle Aktivist*innen lediglich „von außen“ in soziale Bewegungen hineingehen, um ihnen Analysen, Handlungsmöglichkeiten und Selbstbewusstsein zu vermitteln. Selbstverständlich können sich Gruppen von überzeugten Personen auch aufgrund ihrer eigenen Betroffenheit bilden und aktiv an den sozialen Kämpfen teilnehmen. Dennoch besteht erfahrungsgemäß in der Regel eine Kluft zwischen weltanschaulich überzeugten Menschen (= den Sozial-Revolutionär*innen) und den direkt betroffenen sozialen Klassen und Gruppen von Herrschaftsverhältnissen (= den potenziell revolutionären Subjekten).

Aktivismus in seinen tausenden Facetten, die Unterstützung und Beratung von Menschen, sowie ihre Ermutigung und kritische Bildung sind bedeutende Faktoren, um gesellschaftliche Veränderungen anzustoßen und möglich zu machen. Überzeugte Anarch@-Kommunist*innen erfahren aber immer wieder, wie schwierig es ist, gegen die Vorurteile, Ängste und Lethargie, den Zynismus und die ideologische Verwirrung von Menschen anzukommen. Oftmals haben diese doch relative Privilegien zu verlieren und sei es nur jenes, zu wissen, in welcher Position in der gesellschaftlichen Hierarchie sie stehen und dass sie diese niemals verlassen könnten. Jene, die tatsächlich nichts mehr zu verlieren haben „als ihre Ketten“, kommen hingegen auch kaum aus ihrer Lage raus, weil sie täglich sehen müssen, wie sie überleben und aus diesem Grund nicht über das Bestehende hinaus denken können. David Graeber formulierte, dass „revolutionäre Koalitionen“ stets ein Art Verbindung zwischen den „am stärksten Unterdrückten“ und den „am wenigsten Entfremdeten“ in der Gesellschaft wären. Damit begründet er gewissermaßen, warum es so wichtig ist, dass es Szenen von überzeugten, (anti-)politisch radikalen Aktivist*innen gibt. Diese beschäftigen sich ausgiebig mit Herrschaftsanalysen und -kritiken, um ihre eigene Position zu reflektieren, entwickeln tatsächlich Impulse, Ressourcen und Strategien und bringen sie in soziale Kämpfe ein. Umgekehrt muss bei den „am stärksten Unterdrückten“ eine Offenheit für radikale Gedanken und eine Bereitschaft entstehen, an ihrer Lage etwas grundlegend ändern zu wollen, indem sie die Ursachen dafür bekämpfen.

Anarchistischer Syndikalismus

Der anarchistische Syndikalismus entstand in Frankreich als eine Revolte gegen den politischen Sozialismus, schrieb Bertrand Russel. Damit waren die sozialistischen Parteien gemeint, welche sich untereinander stritten und nur Minimalreformen durchsetzen konnten. Wie die deutsche Sozialdemokratie ließen sie sich äußerst rasch in das bestehende parlamentarische und auch kapitalistische System integrieren, indem sie ihre revolutionären Ansprüche und Bestrebungen aufgaben. Diese *Krise sozialistischer Politik* führte schließlich viele Gewerkschafter*innen dazu, sich von Politik überhaupt zu verabschieden, welche ihre ökonomischen Kämpfe nicht als eigenständig betrachtete, sondern für ihren politischen Machtzuwachs instrumentalisieren wollte. Dies war der historische Moment, wo sich die wechselseitigen Vorbehalte von Gewerkschafts-aktivist*innen und Anarchist*innen überwinden ließen, und die Letzteren scharenweise in die Gewerkschaften eintraten, welche ihnen zuvor als zu reformistisch und unbewusst erschienen. Sehr viele aktive Anarch@-Syndikalist*innen dieser Zeit kamen tatsächlich aus der anarchistischen Bewegung und schafften es, beides zu verschmelzen. Theoretiker*innen des anarchistischen Syndikalismus wie Émile Pouget und Fernand Pelloutier formulierten ein „Primat der Ökonomie“, mit welchem sie Bestandteile der marxistischen Theorie sozusagen wörtlich nahmen. Dass bedeutete, dass sich grundlegende Gesellschaftsveränderungen dieser Ansicht nach, vorrangig durch ökonomische Kämpfe erreichen ließen, die um höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten, soziale Absicherungen, Vereinigungsrechte, Betriebsräte usw. geführt wurden. Mit diesen Kämpfen wurde allerdings nicht der Staat adressiert, welcher daraufhin etwa Sozialgesetze erlassen sollte, sondern die Unternehmer* innen selbst, welche es als Kapitalist*innen sind, die den durch Lohnarbeit produzierten Mehrwert abschöpfen. Deswegen wurde (zunächst) insbesondere im anarchistischen Syndikalismus *direkte Aktionen* entwickelt, mit welchen unmittelbare Veränderungen angestrebt werden, welche auf Selbstermächtigung beruhen und die für sich selbst sprechen sollen (s.u.). Die klare Spaltung, welche durch das ökonomische Herrschaftsverhältnis Kapital/Arbeit bzw. Ausbeuter*innen/ Ausgebeuteten bestand, wurde nun (wieder) als Ausgangspunkt für den anarchistisch-syndikalistischen Kampf angesehen, was der Bewegung ein starkes Selbstbewusstsein und festen Zusammenhalt verlieh.

Der zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert äußerst starke autonome Flügel der

Gewerkschafts- und Arbeiter*innenbewegung verabschiedete sich damit vom Politikmachen selbst. Rudolf Rocker relativierte diese Position später etwas, indem er betonte, es gehe Anarch@-Syndikalist*innen nicht darum, jegliches politische Handeln an sich abzulehnen und daraus ein Dogma zu machen. Vielmehr stellte sich wiederholt die Erfahrung ein, dass der politische Kampf der Parteien, aber auch von außerparlamentarischen politischen Gruppen, letztendlich nicht an die Basis der Ungleichheitsverhältnisse herankommt und deswegen nicht radikal genug werden kann, um eine grundlegende Gesellschaftsveränderung zu bewirken. Anders gesagt, (außerparlamentarische) *Politik* ist nicht „schlecht“, sondern einfach nicht besonders effektiv. Außerdem beinhaltet sie fast immer die *Interessenvertretung für andere*. Dies kann notwendig sein, wo Menschen gar nicht sprechen können/dürfen, etwa weil sie zu hart unterdrückt werden, an anderen Orten wohnen oder nicht-menschliche Lebewesen sind. Der anarchistische Syndikalismus strebt an, dass eine wirkliche Organisierung von Betroffenen im Vordergrund steht, wobei eben das ökonomische Herrschaftsverhältnis für die Proletarisierten den wichtigsten Stellenwert hätte. Bevor sich die Ausbeutung nicht entscheidend reduzieren ließe, sei an weitere Kämpfe gar nicht zu denken.

Was die anarchistisch-syndikalistischen Gewerkschaften – etwa die CGT, die CNT, die FAU, die FORA oder die SAC – besonders macht, ist, dass sie es in ihren Hochzeiten tatsächlich schafften, beides zu verbinden: Sie waren sozialrevolutionär *und* sie waren Massenorganisationen. Dies ist das glatte Gegenteil von jakobinischen Republikaner*innen oder leninistischen Kommunist*innen, welche Kaderparteien schufen und eine Avantgarde-Politik betrieben, mit der sie die unreifen Massen in der (politischen) Revolution anführen wollten. Stattdessen beruhen anarch@-syndikalistische Gewerkschaftsorganisationen auf den Prinzipien der Dezentralität, der Autonomie, des Föderalismus, der Freiwilligkeit und der Horizontalität. Die einzelnen Syndikate sind unabhängig voneinander und können selbst bestimmen, welche Kämpfe sie führen wollen. Diese werden von den Betroffenen selbst geführt – die dazu selbstverständlich Unterstützung und Beratung erhalten. In den Syndikaten werden Verantwortliche für verschiedene Funktionen (Kasse, Öffentlichkeitsarbeit, Mitgliederverwaltung etc.) gesucht, welche diese freiwillig und unbezahlt übernehmen. Weiterhin wählen sie Delegierte für größere Kongresse, welche der Basis absolut verantwortlich sind (imperatives Mandat). Entscheidungen werden in der Regel nach dem Konsensprinzip von Vollversammlungen getroffen, anstatt in demokratischen Abstim-

mungen. Die Stärke und Verbindlichkeit der Beschlüsse hängt davon ab, von wie vielen Mitgliedern sie getragen werden und wie wichtig ihnen diese jeweils sind.
Darüber hinaus gibt es noch ein weiteres wichtiges Merkmal der anarchistischen Syndikate. Mit der Form ihrer Strukturen wird eine doppelte Funktionsweise verbunden: Einerseits sollen sie selbstorganisierte Kampforganisationen gegen Ausbeutung sein und eine Solidarität untereinander ermöglichen, damit soziale Kämpfe möglich werden und erfolgreich sein können. Andererseits ist die praktizierte Solidarität und die organisatorische Struktur der Syndikate bereits die „Keimzelle der zukünftigen Gesellschaft“. Dies bedeutet, dass sich Anarch@-Syndikalist*innen darum bemühen, die Fähigkeiten und Kenntnisse zu erlernen, um alle ökonomischen Funktionen (Produktion, Verteilung und Konsum), wie auch alle sonstigen gesellschaftlichen Funktionen (politische Selbstverwaltung, Gesundheitsversorgung, Bildung, Kultur etc.) erfüllen zu können. Denn wenn der kapitalistische Staat zusammenbricht und sich die große Gelegenheit zur Übernahme der Gesellschaftsordnung ergeben sollte, braucht es selbstverständlich Menschen, welche die Fabriken, Schulen, Krankenhäuser, kommunalen Verwaltungen usw. übernehmen, sie in Selbstverwaltung überführen (d.h. keine Chef*innen, gleiche Mitbestimmung aller Beteiligten, Ausrichtung auf das Gemeinwohl) und damit die neue Gesellschaft „in der Schale der alten“ aufbauen. Dabei geht es nicht abstrakt darum, wie z.B. du eine Fabrik oder ein Krankenhaus horizontal und sozialistisch organisieren würdest - Es sei denn, du arbeitest genau an einem dieser Orte, denn dann bist wahrscheinlich genau du die Expert*in für deinen Arbeitsbereich.
Mit diesen Überlegungen wird im Anarch@-Syndikalismus die konstruktive Frage gestellt, wie Anarchie als Gesellschaftsform konkret organisiert werden kann. Denn es reicht eben nicht (und ist auch nicht einfach möglich), autoritäre Herrschaftsinstitutionen zu zerschlagen, ebenso wenig wie sich durch individuelle Rebellion, Bildung und Veränderungen allein schon Anarchie verwirklichen lässt – so wichtig und richtig diese Ansätze auch sind. Im Gegensatz zu Bakunin, für den es die Negation des Bestehenden allein war, welche die Aufgabe der Sozial-Revolutionär*innen sei, dachten schon kommunistische Anarchist*innen konstruktiv über Konzepte zur Organisierung von Anarchie nach. Doch bei diesen handelte es sich all zu oft noch um Idealbilder, die zwar gut durchdacht und begründet waren, jedoch nicht recht an der Lebensrealität vieler proletarisierter Menschen anknüpften. Mit den Vorstellungen des anarchistischen Syndikalismus

konnte hingegen glaubhaft eine Brücke zwischen der aktuellen Situation der Arbeiter*innen und der schrittweisen Verwirklichung anarchistischer Werte und Prinzipien gelingen – und zwar in dem sie in den Syndikaten selbst praktiziert und vermittelt wurden. Um dies zu ermöglichen, machten es sich überzeugte Anarch@-Syndikalist*innen zur Aufgabe, die gewerkschaftlichen Kämpfe und Organisationen immer wieder neu auf sozial-revolutionäre Ziele hin auszurichten.

๑ *Anarchistischer Kommunitarismus*

Kommunen und Alternativbewegungen werden heute oftmals mit der 68er-Bewegung in Verbindung gebracht. Viele Hausprojekte, Ökodörfer, subkulturelle Festivals, alternative Lebensstile und Beziehungsformen wurden tatsächlich erst mit einer gewissen Liberalisierung der Gesellschaft, nach der verkrusteten konservativen Nachkriegszeit, möglich auszuprobieren und einzurichten. Dabei gibt es schon seit Jahrhunderten, wenn nicht seit Jahrtausenden immer wieder Gruppen, die Unterschiede zur bestehenden Gesellschaft machen, aus ihr austreten und etwas anderes verwirklichen wollen. Dies geschah in der vormodernen Welt meistens im religiösen Gewand, weil jenes die Gedanken und Sprachen lieferte, mit der weltanschauliche Meinungen und Überzeugungen in Abgrenzung zur herrschenden bzw. offiziellen Mehrheitsmeinung formuliert werden konnten. Gegen die Doktrinen von Kirchen wurden immer wieder abweichende Lehren formuliert, welche meisten unterdrückt und manchmal integriert wurden. Um ihre „alternativen“ Vorstellungen leben zu können, versammelten sich Überzeugte an bestimmten Orten, schlossen sich zu Gemeinschaften zusammen, teilten ihr Leben und gründeten gelegentlich auch eigene Organisationen. Die Waldenser, die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die Hussiten, die Diggers und Quäker sind Beispiele für solche (spät)mittelalterlichen religiösen Bewegungen, die starke kommunistische Elemente hatten, sich basisdemokratisch organisierten, oft staatliche Gesetze ablehnten, kirchliche Lehren nicht akzeptierten und auch sonstige Autoritäten missachteten.

Der moderne Anarchismus ging *nicht* aus diesen häretischen religiösen Bewegungen hervor. Dennoch schärft ihre Betrachtung ein Verständnis für historische Entwicklungen und wie Menschen mit abweichendem Vorstellungen, Verhaltensweisen und eigenständigen Organisationsformen umgegangen sind. Auch unter dem Label des Anarchismus versammelten sich viele Menschen, die mit der bestehenden Gesellschaftsform und dem offiziellen Weltbild nicht einver-

standen sind und schlichtweg anders leben wollen, als es in der Mehrheitskultur vorgesehen ist. Alternativ- und Kommunebewegungen sind selbstverständlich keineswegs per se progressiv und emanzipatorisch. Wie sollten sie es auch sein? Allein die Abweichung von herrschenden Normen bedeutet keineswegs, für Werte und Inhalte einzutreten, die beispielsweise an anarchistische Vorstellungen anknüpfen. Anhand der sogenannten Wandervogelbewegung und den Pfadfindern an der Wende zum 20. Jahrhundert wird dies deutlich: In ihnen gab es sowohl sozialistische und kommunistische, als auch religiöse, konservative, nationalistische, völkische und esoterische Strömungen. Schaut man sich heutige Hippie-Szenen an, wird (abhängig vom jeweiligen Kreis) ebenfalls deutlich, dass in ihnen teilweise sehr krude Vorstellungen vertreten werden, beispielsweise in Hinblick auf Geschlechterverhältnisse, dem Umgang mit negativen Gefühlen oder den Ursachen gesellschaftlicher Probleme. Doch dies betrifft viele Subkulturen, wie beispielsweise die Mittelalter-Szene, die Gothic-, Metal- oder Reggae-Szene. Insgesamt gilt für sie alle, dass in ihnen verschiedene Leute zusammen kommen, die zwar bestimmte kulturelle Stile, Formen und Inhalte teilen, aber in ihren Ansichten nicht über einen Kamm zu scheren sind.

Es scheint unheimlich schwierig zu sein, aus den bestehenden gesellschaftlichen Strukturen und Vorstellungen auszubrechen und überhaupt erst einmal Räume zu schaffen, in denen mit anderen Lebensformen experimentiert werden kann. Dies ist der Grund, warum Alternativ- und Kommunebewegungen für viele Anarchist*innen interessant waren und sind. Denn das Menschen etwas anderes mit ihrem eigenen Leben wollen, scheint schon einmal eine gute Voraussetzung dafür zu sein, dass sie bereit sind, die bestehende Herrschaftsordnung grundlegend in Frage zu stellen. Und dies gilt umso mehr, wenn davon ausgegangen wird, dass sich gesellschaftliche Veränderungen nicht „nach der Revolution“, sondern schon jetzt vollziehen und unbedingt etwas mit den Menschen zu tun haben müssen, die einen Unterschied machen (wollen). Ein berühmtes Beispiel für dieses Ausprobieren des Neuen ist die verrückte Kommune auf dem Monte Veritá bei Ascona in der Schweiz am Anfang des 20. Jahrhunderts. Dort trafen sich alle möglichen verfolgten Revolutionär*innen, Aussteiger*innen, Lebensreformer*innen, Feminist*innen, Pazifist*innen und Künstler*innen, um neue Gemeinschaft, freie Liebe und Vegetarismus zu praktizieren, Lebenssinn zu suchen und sich über alternative Gesellschaftsmodelle auszutauschen. Auch der anarchistische Lebenskünstler Erich Mühsam besuchte den bunten Haufen mehrmals, machte

sich augenzwinkernd über den Vegetarismus lustig und forderte eine stärkere politische Orientierung ein. Insgesamt betrachtete er das chaotische Experimentieren allerdings mit Wohlwollen, weil das vielfältige Erfahren des eigenen Menschseins, das ausgekostete Leben, für ihn ein wesentlicher Aspekt von umfassender Befreiung darstellte - die allen Menschen möglich sein sollte. Ebenso praktizierte er dies in den Kreisen der sogenannten Bohéme, in welchen bürgerliche Normvorstellungen (Ordentlichkeit, Fleiß, rigide Sexualmoral, Lohnarbeit, feste Wohnsitze usw.) abgelehnt und dagegen rebelliert wurde.

Von diesen Gedanken war unter anderem auch Gustav Landauer beeinflusst. Er forderte ein „Neues Beginnen" und verfasste einen „Aufruf zum Sozialismus", mit dem er deutlich machte, dass jener nicht allein oder vorrangig die Umstrukturierung der Wirtschaft bedeutete, sondern sozialistische Verhältnisse darin bestehen, dass Menschen gleichberechtigt, solidarisch und freiheitlich miteinander in Beziehung treten. Statt weiterhin auf die große Revolution zu hoffen, ging es ihm darum, mit denen, die überzeugt waren und Anarchie verwirklichen wollten, Gemeinschaften zu gründen, in denen das neue Leben eingeübt und vorgelebt werden sollte. Weil dies überzeugend würde, wäre die Gründung von miteinander vernetzten Kommunen tatsächlich ein sinnvoller Ansatz, um die bestehende Gesellschaft radikal zu verändern. Dabei ist die soziale Revolution nicht als spektakulärer Bruch, sondern als Prozess, als ein Wachsen und Werden zu verstehen, mit dem Stück für Stück eine anarchistische Gesellschaft an Stelle der alten Herrschaftsordnung aufgebaut werden kann. Mit diesen Vorstellungen schlossen sich verschiedene Leute im „Sozialistischen Bund" zusammen.

Dies ist nur ein Beispiel dafür, dass sich anarchistische Vorstellungen in Alternativ- und Kommunebewegungen wiederfinden und auch in Subkulturen eine Rolle spielen. Letzteres wurde im Nachgang an die 68er-Bewegung immer wichtiger. So war Punk nicht vorrangig Musik, sondern gelebte Provokation in allen Bereichen, eine Absage an herrschende Normvorstellungen, die Betonung individueller Entfaltungsmöglichkeiten, darüber hinaus auch Fixpunkt einer Gemeinschaft von Ausgeschlossenen, die ihr Anderssein positiv umwendeten. Auch die straight-edge-Bewegung, Hardcore, Szenen, in denen alternative Beziehungsformen gelebt werden, Veganismus, Selbsthilfewerkstätten oder freie Schulen sind hiervon zumindest beeinflusst. Gesucht wird nach Ausdrucksmöglichkeiten für alternative Lebensformen und Orten, an denen dies möglich ist. Horst Stowassers „Projekt A" kann als Beispiel einer Verbindung anarchistischer

Kommunen und des Anarch@-Syndikalismus gelten.

Mit der Darstellung der verschiedenen anarchistischen Ansätze, mit denen nach Autonomie gestrebt wird, wollte ich verdeutlichen, wieso darin meiner Ansicht nach der gemeinsame Nenner der teilweise äußerst unterschiedlichen Strömungen und Gruppen im Anarchismus besteht. Dies ist heute der Fall, zieht sich allerdings auch durch die Geschichte durch und entwickelt sich fortwährend weiter. Wie schon erwähnt, gibt es Gruppen und Personen, die für einen der Ansätze in Reinform eintreten, während sich in anarchistischen Szenen meistens verschiedene dieser Vorstellungen miteinander vermischen. Es ist deutlich geworden, dass ich selbst den Standpunkt einnehme, dass dies durchaus wünschenswert ist und keineswegs zu einer „Verwässerung“ des Anarchismus führt, wenn ein Grundverständnis für seine Geschichte, seine Konzepte, seine Lebens- und Organisationsformen vorhanden ist bzw. erlangt wird. Dies geschieht weniger durch Bücherlesen, sondern durch eigene Erfahrungen und den Austausch in anarchistischen und verwandten Zusammenhängen. Wichtig ist daher: Sich überhaupt anarchistisch zu organisieren.

Fünf grundlegende Organisationsprinzipien ✯ ✯ ✯ ✯ ✯

Im vorherigen Teil habe ich verschiedene anarchistische Ansätze beschrieben, mit denen versucht wird, nach Autonomie zu streben, d.h. eine Distanz zu Herrschaftsverhältnissen und -strukturen aufzubauen. Dies gelingt, indem an ihre Stelle das Selbst-Bewusstsein der Einzelnen, vorhandene kommunale und kollektive Strukturen, die begründete Vision einer anarchistisch-kommunistischen Gesellschaft, die Gewerkschaft als Keimzelle der zukünftigen Gesellschaft oder schließlich Kommunen und Alternativbewegungen als Experimente eines neuen Beginnens gesetzt werden. Die Autonomie als anarchistisches Organisationsprinzip ist mit vier weiteren grundlegenden Prinzipien verbunden und zwar mit der Dezentralität, dem Föderalismus, der Freiwilligkeit und der Horizontalität. Sie alle werden schon explizit in frühen anarchistischen Schriften genannt und spiegeln sich im Wesentlichen auch in den Statuten der ersten Internationalen wieder, bevor diese von den Staatssozialist* innen zentralisiert und autoritär ausgerichtet wurde. An dieser Stelle sollen die miteinander untrennbar verknüpften anarchistischen Organisationsprinzipien knapp dargestellt werden.

Autonomie... bedeutet Selbst-Gesetzgebung, oder besser: selbständiges Regeln-Setzen. Ihr Gegenteil ist Heteronomie, die Fremd-Gesetzgebung oder Fremdbestimmung. Nur wenn Kollektive Regeln festlegen, sind sie in der Lage, über sich selbst und von sich selbst ausgehend zu verfügen und das Leben in ihnen zu gestalten. Anarchie ist also nicht die Abwesenheit von Ordnung, sondern vielmehr eine freiwillige, selbstbestimmte Ordnung ohne jenes Chaos, welches in fremdbestimmten Strukturen hervorgebracht wird, in denen Menschen unterworfen und gezwungen werden. In der anarchistischen Vorstellungen ist es erstrebenswert, dass alle Kollektive und Gemeinschaften in die Lage versetzt werden, sich ihre eigenen Regeln zu geben. Dafür bedarf es logischerweise bestimmter materieller und Bewusstseins-mäßiger Voraussetzungen, sowie weiterhin das wechselseitige Zugeständnis von Gemeinschaften, die Autonomie anderer zu akzeptieren und mit ihnen über ihre jeweilige Organisationsweise in Austausch zu treten.

Dezentralität... schließt an Autonomie an, insofern aus ihr hervorgeht, dass Gemeinschaften und Kollektive durchaus unterschiedlich organisiert sein können. Die Durchsetzung zentralistisch gefällter Entscheidungen kann demnach nur mit Zwang und Gewalt gelingen, weil sie auf die Gegebenheiten vor Ort nicht eingehen kann. Daneben sind zentralistische Strukturen oftmals viel weniger effektiv, als ihre Anhänger*innen uns glauben machen wollen, weil sie über weniger Informationen verfügen und diese nicht so verarbeiten können, wie dezentral organisierte Netzwerke. Das Internet oder Gehirne sind gute Beispiele dafür und die Stabilität der mittelalterlichen Gesellschaften hängt damit (bei all ihren Nachteilen) zusammen. Außerdem werden zentralistische Organisationen von wenigen Menschen kontrolliert und sind stets hierarchisch aufgebaut, während es Dezentralität ermöglicht, viele einzubeziehen und Macht zu verteilen.

Föderalismus... meint ebenfalls, dass es keine zentrale Instanz geben soll, welche von oben nach unten bestimmt, was andere umzusetzen haben. Damit liegt der Umkehrschluss nahe: Entscheidungen sollen von denjenigen getroffen werden, die sie jeweils betreffen. Wenn sie die Kapazitäten oder die Kompetenzen einer Gemeinschaft oder eines Kollektivs übersteigen, können sie auf eine regionale Ebene verlagert werden. Dort treffen sich Delegierte verschiedener Gemeinschaften, die mit einem imperativen Mandat ausgestattet sind. Das bedeutet, dass sie jederzeit abberufen werden können und direkt die

Meinung bzw. Beschlusslage ihrer Gemeinschaft zu einer Frage einbringen müssen – anstatt, dass ihnen die Macht verliehen wird, *für* ihre Gemeinschaft zu entscheiden. In Hinblick auf die Produktion, auf den Konsum, bei der Wissens-produktion, zur kulturellen Vielfalt usw. ist es für Anarchist*innen wichtig, sich mit anderen zu vernetzen und auszutauschen. Auf der Grundlage freier Vereinbar-ungen zwischen den jeweiligen Kollektiven, schließen diese sich zusammen und können die Bedingungen ihres Zusammenschlusses fortwährend verändern.

Freiwilligkeit... ist ganz entscheidend im Anarchismus. Niemand darf gezwungen werden sich einem bestimmten Kollektiv anzuschließen oder bei diesem zu bleiben, wenn es fundamentale Unstimmigkeiten gibt. Ebenso wenig können Mitgliedern Aufgaben übertragen werden, die sie nicht freiwillig übernehmen wollen. Dies bedeutet selbstverständlich nicht, dass alle immer nur machen, worauf sie gerade Bock haben und sobald die erste unangenehme Verpflichtung aufkommt, aus der Gemeinschaft austreten können. Es geht einfach ganz grundsätzlich darum, dass Organisationen nur anarchistischen Werten gerecht werden und in vielen Fällen sogar besser funktionieren, wenn die Beteilig-ten in ihnen alles freiwillig und ohne jeden Zwang tun. Über die Bedingungen des Ein- und Austretens sollten ebenfalls Vereinbarungen eingegangen werden, wie bei allen anderen wichtigen Fragen. Übrigens sind Kollektive in dieser Vorstellung keineswegs verpflichtet, alle Menschen aufzunehmen, die ihnen beitreten wollen, denn auch dies würde die Freiwilligkeit der in ihnen Assoziierten untergraben.

Horizontalität... wurde als Begriff von den klassischen Anarchist*innen noch nicht verwendet, sondern kam erst in neueren Debatten auf. Gleichwohl kann sie als grundlegendes anarchistisches Organisationsprinzip gelten, weil sie beinhalt-et, dass alle Beteiligten gleichberechtigt sind und sich auf Augenhöhe begegnen. Um dies einzurichten, werden keine Chef*innen gewählt, wird der Bildung von Fraktionen entgegen gewirkt, werden Konsensverfahren und andere Methoden angewandt, um möglichst die Ansichten aller (welche die jeweilige Angelegenheit interessiert) einzuholen und zu berücksichtigen. Dies schließt nicht aus, dass sich Personen finden, welche horizontale Organisierungs- und Entscheidungs-findungsprozesse strukturieren und begleiten. Wichtig ist allerdings, dass derartige Funktionen rotieren und von möglichst vielen Leuten erlernt werden.

ɘ Genossenschaftliche und solidarische Beziehungen ɘ ɘ ɘ

Organisationen zu entwickeln, die anarchistischen Vorstellungen entsprechen, ist ein gemeinsamer und nie abschließbarer Prozess. Damit sie sowohl als Kampforganisationen wie auch als Keimzellen der zukünftigen Gesellschaft taugen und jene somit schon ansatzweise verkörpern und vorwegnehmen, muss die Vorstellung losgelassen und überwunden werden, eine „richtige“ Organisationsstruktur würde die Schwierigkeiten und Probleme der anarchistischen Szene beheben. Sicherlich ist immer wieder neu zu diskutieren, welche Organisationsform für welche Zwecke sinnvoll erscheint, welche den Vorstellungen, Interessen und Erfahrungen ihrer Mitglieder entspricht, welche überhaupt – von uns ausgehend – praktiziert werden kann und dergleichen. Ein Lesekreis wird nicht geeignet sein, um einen Arbeitskampf zu führen, ein Syndikat nicht unbedingt um ein Punk-Festival zu organisieren und mit einer offen auftretenden Gruppe wäre es wahnsinnig militante Aktionen durchzuführen. Es geht hier also nicht um eine völlige Beliebigkeit, sondern im Gegenteil um die Bewusstwerdung von Organisierungsprozessen insgesamt, verbunden mit der selbstkritischen Frage, wann geschaffene Strukturen uns daran hindern, unsere ursprünglichen Ziele zu verfolgen, weil sie zum Selbstzweck geworden sind. Oder, ob sich etwa unsere Ziele verändert haben und wir uns nun deswegen anders organisieren sollten.
Zu den Überlegungen und Diskussionen um eine sinnvolle Organisierung muss daher unbedingt die Betrachtung und Gestaltung von genossenschaftlichen und solidarischen Beziehungen hinzukommen. Denn ausnahmslos jede Organisation kann nur so gut funktionieren, wie sie von ihren Mitgliedern getragen und unterstützt wird. Diese Unterstützung, Mitgestaltung und auch eine gewisse Identifikation kann jedoch nicht einfach vorausgesetzt werden, ebenso wenig wie angenommen werden kann, dass sie von selbst entstünde, wenn Menschen einmal Mitglied in der autonomen Gruppe, dem Syndikat oder dem Hausprojekt sind. Ich schreibe hier von „genossenschaftlichen“ Beziehungen, um zu verdeutlichen, dass ich nicht der Ansicht bin, alle Menschen in sozialen Bewegungen oder auch kleineren Gruppen sollten miteinander befreundet sein. Um ehrlich zu sein finde ich das auch überhaupt nicht erstrebenswert. Denn erstens möchte ich mich mit vielen zusammenschließen, die ich nicht alle mögen kann und will. Zweitens ist Sympathie auch nicht die Grundlage dafür, zumindest punktuell und in Hinblick auf konkrete Dinge zusammenzuarbeiten, sich darüber hinaus jedoch

auch solidarisch aufeinander zu beziehen. Solidarität besteht ja gerade darin, andere zu unterstützen, auch wenn wir sie nicht mögen oder auch gar nicht kennen, aber davon ausgehen, dass wir gemeinsame Wert- und Zielvorstellung teilen und in einem gemeinsamen Kampf verbunden sind. Je stärker unser Zusammenhalt ist und wir gegenseitige Hilfe praktizieren, desto stärker ist auch die Organisation, welche wir aufbauen können. Wie gesagt sind genossenschaftliche Beziehungen nicht vorab vorhanden und entstehen nicht einfach so. Wir gehen sie ein und pflegen sie, indem wir unsere Tätigkeiten wertschätzen, gemeinsam Zeit verbringen, Interesse an den anderen zeigen, aufkommende Konflikte bearbeiten und uns tatsächlich gegenseitig helfen und beschenken.

Meiner eigenen Erfahrung nach, sind genossenschaftliche Beziehungen wirklich etwas anderes als Freund*innenschaften, Bekanntschaften zwischen Kolleg*innen oder reine Zweckbeziehungen. Dies schließt allerdings nicht aus, dass da auch mehr geht. Wenn Sympathien oder Affinitäten zwischen Personen vorhanden sind, können diese weiterentwickelt werden und zu Gefährt*innenschaften werden. Es gibt auch Gruppen, in denen nur solche tieferen Beziehungen eingegangen werden, jedoch kommen diese erfahrungsgemäß an eine Grenze von vielleicht sieben, maximal zwölf Personen. Gefährt*innenschaften können in größeren Organisationen auch wunderbar neben genossenschaftlichen Beziehungen bestehen. Hierbei ist zu beachten, dass sie keine Seilschaften und Geklüngel werden, die Kompetenzen an sich ziehen. Sie sollten nicht vernachlässigen, mit allen genossenschaftliche Beziehungen zu pflegen.

≻ Direkte Aktionen ≺

Wenn Anarchist*innen sich organisieren, dann nicht zum Selbstzweck, sondern um in den vielgestaltigen Auseinandersetzungen um die Verwirklichung von Anarchie bestimmte Zwischenziele zu erreichen. Schon oben schrieb ich, dass es dazu permanent gilt, die gewählten Mittel mit den angestrebten Zielen abzugleichen und eine Übereinstimmung von ihnen anzustreben. Auch der Ansatz direkter Aktionen steht für diese Herangehensweise. Mit direkten Aktionen sollen vorgefundene Missstände unmittelbar angegriffen oder beseitigt werden, um an ihre Stelle zugleich etwas anderes zu setzen. Sie sind eine besondere Mischform einerseits aus politischen Aktionen und andererseits aus ethischen Handlungen. Mit *politischen Aktionen* wird versucht auf die Verhandlung verschiedener Interessen in einer herrschaftsförmigen Gesellschaft Einfluss zu nehmen, wobei

es große Unterschiede geben kann, wie das aussieht. Demonstrationen und Kundgebungen sind politische Aktionen, wenn sie darauf abzielen, eine bestimmte Botschaft zu verbreiten und damit vielleicht auch in die Medien zu kommen. Auch ein Banner mit der Botschaft „Weg mit dem §219!" erscheint zunächst als politische Aktion. Wird es ergänzt z.B. durch das Statement „Für eine selbstorganisierte feministische Bewegung!" oder dem Aufruf „Staatlichem Sexismus entgegentreten!" rückt das Banner in Richtung einer Direkten Aktion. Denn damit wird auf die Notwendigkeit des eigenmächtigen und selbstorganisierten Handelns verwiesen, die grundlegende Veränderungen möglich machen und diese mit einer Herrschaftskritik verbinden sollen. Mit *ethischen Handlungen* sind direkte Aktionen verbunden, weil sie letztendlich ein ethisches Anliegen verwirklichen wollen. Wenn sich Anarchist*innen solidarisch verhalten und Menschen in schwierigen Situationen unterstützen, dann tun sie dies nicht aufgrund der strategischen Überlegung, dass die Betroffenen dadurch in ihre Organisation eintreten oder damit diese eine größere Wirkungsmacht erlangt. Dies kann zwar durchaus geschehen, ist jedoch nicht Ziel des solidarischen Handelns. Vielmehr spricht dieses für sich selbst und dehnt sich somit (hoffentlich) aus. Mit jedem selbstlosen Teilen und Schenken wird ein Stück Anarchie verwirklicht. Stellen wir uns wieder ein Banner vor. Die Verbindung von ethischer Forderung in der direkten Aktion könnte beispielsweise in einem Protest gegen eine Mastanlage formuliert werden mit: „Schlachthöfe schließen! Für ein würdevolles Leben aller nicht/menschlichen Tiere!".

Insgesamt bestehen direkte Aktionen allerdings weniger in Bannern mit Appellcharakter, sondern, durch die Handlungen, zu welchen sie auffordern oder bei denen sie gezeigt werden. Die Besetzung eines Braunkohlebaggers, eines Hauses oder einer Straße, das Aufstehen im Flugzeug, bei einer Abschiebung, die lautstarke Intervention in einer öffentlichen Veranstaltung der AfD, mitunter auch das Weglaufen vor der Polizei, die meint, eine*n kriminalisieren zu müssen oder die Sabotage einer Maschine oder eines Gerichtsprozesses, selbst das Klauen im Supermarkt – all dies können direkte Aktionen sein. Damit wird klar, dass direkte Aktionen sehr unterschiedliche Formen annehmen können. Sie können sowohl von Einzelnen, als auch von vielen Hunderten praktiziert werden. Allerdings unterscheiden sie sich vom Zivilen Ungehorsam dadurch, dass sie nicht provozieren oder blockieren, um dann „erhobenen Hauptes" eine Strafe die damit verbunden sein könnte zu akzeptieren. Es geht bei direkten Aktionen nicht darum,

eine gewisse Grenze des bürgerlichen Rechts zu überschreiten oder aufzuzeigen, dass der Wille von Staatsbürger*innen missachtet wird. Entscheidend ist, sich außerhalb von diesen Denk- und Verhaltensweisen zu begeben und „so zu tun, als wären wir bereits frei“, wie David Graeber an einer Stelle schreibt. Die Weiterförderung von Braunkohle, Zwangsprostitution oder das Einsperren von Leuten, aufgrund von Eigentumsdelikten (um erst mal dabei zu bleiben), würde es in der Anarchie nicht geben. Weil dies ziemlich klar ist, ist es naheliegend, konsequent gegen den Konzern, die Zuhälter oder das Gefängnis vorzugehen, ohne deswegen zuerst darauf zu achten, inwiefern deren Handeln die bestehende Gesetzesordnung umgeht oder gar durch sie legalisiert wird. Dies bedeutet selbstverständlich nicht, die Bedingungen unseres Handelns völlig zu ignorieren, sondern mit direkten Aktionen gerade die Diskrepanz zwischen diesen und möglichen zukünftigen Verhältnissen und Ordnungen zu verringern.

Mit anarchistischen Organisationsformen hat dies darum zu tun, weil mit jenen direkte Aktionen ermöglicht, gefördert und verbreitet werden sollen. Eine Basisgewerkschaft sollte eben nicht allein Klagen wegen Lohnzurückhaltungen anstreben, sondern auch selbst Druck auf den Arbeitgeber machen (etwa erst mal durch eine Kundgebung). Eine Kommune sollte nicht ausschließlich ein schöneres Leben für die Kommunard*innen ermöglichen, sondern Ressourcen zur Verfügung stellen, um Schwächere zu unterstützen oder einen Rückzugsraum bilden, von dem Menschen wieder neu aufbrechen können. Eine autonome Gruppe sollte sich nicht selbst daran ergötzen, immer gewagtere Aktionen durchzuführen, sondern überlegen, ob ihr Handeln noch dem ursprünglichen Anliegen dient oder nur noch zu ihrer Selbstbestätigung. Alle Organisationsformen können verkrusten, zu Selbstzwecken werden und damit direkte Aktionen verhindern. Wenn das soziale Miteinander in einer Gruppe ebenfalls ein Inhalt von ihr ist und den Bedürfnissen der Beteiligten entspricht, ist dies völlig verständlich und wunderbar. Anarchist*innen sollten so wenig entfremdeten Tätigkeiten wie möglich nachgehen, sondern welchen, die etwas mit ihnen und anderen zu tun haben. Und zwar möglichst direkt. Doch auch die sozialen Bedürfnisse sind zu benennen, um ihnen einen angemessenen Raum zu geben, andere Aktivitäten wie direkte Aktionen darunter aber nicht leiden zu lassen.

Ermächtigung: Handlungsfähigkeit und Selbst-Bewusstsein

Anarchistische Organisationen sollen so aufgebaut sein und wirken, dass sich Menschen in ihnen ermächtigen können. Anknüpfend an die Gedanken zur direkten Aktion bedeutet Ermächtigung: Menschen eignen sich die Ressourcen, die Fähigkeiten und das Selbstbewusstsein an, um selbstbestimmt zu handeln und sich nicht von ihrer Ohnmacht dumm und passiv machen zu lassen. In der bestehenden Gesellschaftsform existiert ein massiver Widerspruch zwischen den scheinbaren Möglichkeiten - ja, den permanenten Aufforderungen -, aktiv zu sein, selber zu bestimmen, den eigenen Interessen nachzugehen einerseits, sowie der Wahrnehmung und Erfahrung, auf entscheidende Dinge – auch im eigenen Leben - kaum Einfluss zu haben andererseits. Sicherlich könnten wir jederzeit von einem Auto überfahren werden oder eine schlimme Krankheit bekommen. Es gibt sehr viele Dinge, die sich unserer Macht entziehen und das einzusehen, bedeutet Weisheit. Dies sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Ohnmachtserfahrungen zum allergrößten Teil gesellschaftlich produziert und nicht einfach existenziell gegeben sind. Im Endeffekt ist es nicht der Tod, der uns vor allem Angst macht, sondern wie wir mit diesem und dem Leben umgehen.

„Prekarität" ist der Begriff, um unsichere Lebenssituationen zu beschreiben. Wir können uns materiell, sozial, weltanschaulich, gesundheitlich oder psychisch unsicher fühlen. In der Regel sind mehrere dieser Faktoren verbunden. Wer nicht weiß, wo sie in der nächsten Nacht schläft oder ob er genug zu essen finden wird, kann ihr*sein Leben kaum selbst bestimmen, planen, absichern und wird wohl auch gesundheitlich und sozial unsicher sein. Etwas anderes ist es, wenn Menschen in relativ privilegierten Situationen Angst haben, dass sie weniger Rente bekommen und das Haus nicht ausbauen könnten oder, dass ihr*e Partner*in sie verlässt. Es ist absurd, dass auch aus solchen Gründen Frustration entsteht, die darin entladen wird, z.B. Geflüchtete dafür verantwortlichen zu machen, dass es „Deutschland so schlecht geht". Für eine bestimmte sozial oder psychisch prekäre Situation, die einen Moment der eigenen Schwäche offenbart, werden indirekt Andere verantwortlich gemacht, die damit überhaupt nichts zu tun haben. Wer ein oder zwei Ausbildungen abgeschlossen hat, damit keinen Job findet, aber aufgrund seines sozialen Umfeldes nicht für die Arbeit wegziehen möchte, wird es möglicherweise schwer haben, ein Kind gut zu versorgen und dem Wunsch nicht nachgehen können, eines aufzuziehen. Was diese sehr

unterschiedlichen Situationen verbindet, sind Ohnmachtsgefühle. Menschen haben verschiedene Möglichkeiten und Fähigkeiten mit diesen umzugehen. Diese können unter bestimmten Bedingungen gefördert und vor allem gemeinsam entwickelt werden. Deswegen ist es so wichtig, dass in anarchistischen Organisationen Solidarität, Vertrauen und Verbindlichkeit gelebt werden. Wenn wir uns gegenseitig helfen, stärken wir uns und unsere Gemeinschaft, die uns wiederum Halt geben kann. Dabei geht es nicht darum, dass andere für uns handeln oder gar uns unsere Verantwortung abnehmen. Es geht um den Rahmen, in dem wir uns gegenseitig anerkennen, ermutigen, Zuneigung und Kritik schenken. Mit dieser Grundlage können wir gemeinsam Aufgaben bewältigen. Und damit meine ich durchaus (anti-)politische Aufgaben. Wo der Sozialstaat „versagt“ und uns gängelt, ungeplante Kosten auf uns zukommen und die Löhne scheiße niedrig sind, können wir uns ebenso aushelfen wie beim Umzug oder bei der Kinderbetreuung.

Darüber hinaus geht es darum, uns eine rebellische Grundhaltung anzugewöhnen, sie zu leben und zu verbreiten. Wir müssen diese Mieterhöhung nicht einfach akzeptieren. Wenn ihr sie auch nicht akzeptiert, wir uns zusammenschließen und dagegen wehren, dann sind wir schon eine Macht. Ja richtig, es geht darum, dass wir uns Macht aneignen. Denn Macht selbst ist keine Herrschaft, sondern ihre Zentralisierung, Verfestigung und Instrumentalisierung. Wenn wir bei unserem Mietkampf erste Erfolge erringen, wird uns dies darin bestärken, auch weiterhin unsere sozialen Rechte zu verteidigen. Ebenso wenig müssen wir rassistisches und sexistisches Verhalten tolerieren. Dagegen vorzugehen fällt uns oft nicht so leicht, vor allem, wenn wir uns darin allein fühlen. Doch auch dies können wir miteinander lernen und uns darin bestärken.

Ermächtigungsprozesse können nicht durch andere für jemanden vollzogen werden, sondern nur durch die von (sehr unterschiedlichen) Ohnmachtserfahrungen Betroffenen selbst. Aber wir können Strukturen organisieren, in denen dies möglich ist und vorgelebt wird. Wir können Umgebungen gestalten, in denen Menschen erfahren, dass sie nicht an ihrer eigenen Lage Schuld haben und uns gemeinsam bewusst werden, worin die Ursachen liegen. Damit entwickeln wir ein Bewusstsein von uns selbst. Mit diesem Selbst-Bewusstsein, dem wiedergewonnenen Selbstrespekt, sowie anderen, die uns unterstützen, ermutigen und auffangen, können wir ins Handeln kommen und die herrschaftlichen Ursachen unserer Ohnmacht bekämpfen.

Mehr werden vs. radikaler werden?

Eine lange Debatte innerhalb der anarchistischen Szene dreht sich um die Gegenüberstellung der Anliegen mit den eigenen Organisationen entweder „mehr“ oder „radikaler“ zu werden. Diese Entgegensetzung scheint mir völlig falsch zu sein, denn das eine schließt das andere nicht aus, sondern beide Bestrebungen sind unbedingt aufeinander angewiesen. Mir scheint der Grundgedanke der sozial-revolutionären Massenorganisation (s.o.) sinnvoll. Anarchistische Organisationen brauchen nicht in allen Fällen um des Labels wegen „sozial-revolutionär“ zu sein. Wenn sie keine Folklorevereine oder Selbstfindungsgruppen sind, sondern radikale Praktiken hervorbringen, ist schon viel getan. Sie müssen meiner Ansicht nach auch keine „Massen“ vereinen, sondern es vor allem schaffen, dass sich Menschen am Rande und außerhalb von den berüchtigten Szeneblasen organisieren - egal, ob sie dabei einer bestehenden Organisation beitreten oder selbst welche nach anarchistischen Prinzipien gründen. Wenn Anarchist*innen einen Gegensatz zwischen *mehr werden* und *radikaler werden* aufmachen, hat dies meiner Erfahrung nach etwas Merkwürdiges. Die einen beten beispielsweise herunter, dass sie eine Massenorganisation werden wollen (bzw. werden müssen) und wie viele Mitglieder die CNT oder FAUD in ihren glorreichen Zeiten hatten. Dabei stellen sie letztendlich eine Splittergruppe dar, die zwar einige Potenziale hat, aber sich doch nicht ernsthaft anmaßen kann, für alle Proletarisierten einzutreten. Die anderen kommen aus ihrem Kritikmodus an jeglichen breiter aufgestellten Organisationsformen nicht heraus, weil sie in ihnen immer schon Lähmung und Zwänge sehen und dabei - trotz ihrer unermüdlichen Aktivität - die Bedeutungslosigkeit eher bevorzugen würden, als ein Zurücktreten von ihren radikalen Ansichten, an denen sie andere messen. Gäbe es eine gut organisierte sozial-revolutionäre Minderheit (die jedoch keine Avantgarde-Partei wäre, sondern durchaus anarchistischen Vorstellungen entsprechen könnte), sähe die Angelegenheit vielleicht anders aus. Doch auch dies ist derzeit nur sehr eingeschränkt der Fall.

Zugegeben, zum Teil entspricht die Entgegensetzung von mehr werden und radikaler werden verschiedenen anarchistischen Organisationsansätzen und den damit verbundenen Analysen und Strategien. Grundsätzlich sehe ich selbst dennoch keine prinzipielle Unvereinbarkeit zwischen beiden Bestrebungen und glaube weder an die Wirkung der schieren Massen und an jene der radikalen

Kleingruppen allein. Wie beides zusammengeht, ist für mich eine offene Frage, die vermutlich nie abschließend geklärt werden kann – zumindest möchte ich an dieser Stelle keinen Antwortversuch wagen. Was ich will ist mit dem Vorurteil zu brechen, dass eine radikale Praxis immer Leute verschrecken und abhalten würde, sich z.B. anarchistischen Positionen anzunähern oder sich sogar selbst nach anarchistischen Prinzipien zu organisieren. Und ich will die Annahme zurückweisen, dass größere Organisationen immer lähmend und entradikalisier-end wirken oder zwangsläufig hierarchische Strukturen hervorbringen müssen. Daher bin ich der Ansicht, dass Anarchist*innen klar und deutlich für ihre Positionen eintreten und kein Blatt vor den Mund nehmen, während sie zugleich darauf achten sollten, dass ihre Sprache verständlich bleibt und ihre Aktionen begründet und erklärt werden. Sie sollten reflektiert und überzeugt sozial-revolutionär und im selben Zuge anschlussfähig und populär sein *wollen*. Mit dieser Grundlage können Anregungen und Vorschläge zur Organisierung von Interessierten gegeben werden und wäre sich auch aktiv um Menschen zu bemühen, die sich anarchistischen Vorstellungen erst annähern. Dies bedeutet keineswegs, dass eine Verpflichtung oder Notwendigkeit besteht, alle Interessiert-en in die eigene Gruppe aufzunehmen.

Zur Vermittelbarkeit anarchistischer Praktiken und Inhalte

Anarchist*innen wird vorgeworfen, ihre Handlungen und Standpunkte wären schwer an die „Durchschnitts-Bevölkerung“ vermittelbar. Oft haben sie selbst diesen Eindruck und diskutieren, wie sie mit ihren Praktiken und Inhalten Menschen erreichen können. Dies sind wichtige Fragen, welche die Strategie und die Organisationsform betreffen, wobei wiederum klar ist, dass es hierbei nicht den einen richtigen Weg geben kann. An der Feststellung, dass es unheimlich schwierig zu sein scheint, anarchistische Praktiken und Inhalte weiter zu verbreiten, ist auf jeden Fall etwas dran. Diese als Vorwurf zu formulieren hilft allerdings nicht weiter, weil er aktiven Leuten die Schuld zuschiebt „nicht genug“ oder „das Falsche“ zu machen – eine Einstellung, die vor allem aus eigener Frustration, den Ohnmachtsgefühlen und Ent-täuschungen geformt wird, womit andere Faktoren ausgeblendet werden. Entscheidend ist, dass wir das tun und auch zu vermitteln versuchen, was in unserer Macht steht. Mehr können wir nicht tun. Weniger sollten wir nicht tun, wenn wir uns für grundlegende Veränderungen

einsetzen. Doch es stimmt ebenfalls, dass viele weit mehr tun können, als sie glauben – innerhalb und außerhalb (anti-)politischer Szene-Kreise.

Die sogenannten „Szenen“ sind selbstverständlich ein Problem, um andere Menschen zu erreichen. Das haben schon viele festgestellt. Menschen in ihnen tendieren stark dazu, sich um sich selbst zu kreisen, sich darin einzurichten und zurück zu ziehen, sich gegenseitig anzufeinden – und vor allem nicht mehr über den Tellerrand hinaus zu blicken. Andererseits erfüllen (anti-)politische Szene eben in diesen Aspekten wichtige Funktionen. Sie sind Räume des Rückzugs, der Erholung, der Selbstreflexion, der gegenseitigen Kritik und der gemeinsamen inhaltlichen und strategischen Entwicklung. Begreifen wir diese Funktionsweise und wichtige Bedeutung (anti-)politischer Szenen, ist dies der erste Schritt, sie als Ausgangsbasen zu nehmen und dann zu verlassen, um mit anderen Menschen in Kontakt zu treten.

Im Übrigen ist das Szene-Ding nicht vor allem ein Problem von „Linken“. Alle möglichen Leute leben in den verschiedensten Szenen, die eigene Normen, Inhalte, auch Organisationen und - damit verbunden - unterschiedlichste Lebensrealitäten hervorbringen. Im Sinne der anarchistischen Vorstellung einer „Gesellschaft von Gesellschaften“ ist dies gar nicht mal verkehrt. Es sollte nicht das Ziel sein, dass alle Menschen sich der (anti-)politischen Szene anschließen. (Wenn es nur einige wären, wäre schon viel erreicht, denn unsere Kreise sind so klein...) Die Frage lautet eher, wie wir Brücken zwischen verschiedenen Milieus bauen und verschiedene Kreise miteinander in Kontakt bringen können. Eben diese Tätigkeit, Verknüpfungen zu schaffen, ist selbst etwas sehr Anarchistisches. Anarchist*innen beurteilen andere (möglichst) nicht nach ihrem Hintergrund und ihrer gesellschaftlichen Positionierung, sondern nach dem, was sie tun (wobei ein Aspekt ist, wie sie mit ihrer Positionierung umgehen). In Kürze: Die Vermittelbarkeit explizit anarchistischer Praktiken und Inhalte gelingt immer dort am besten und ehesten, wo wir einen direkten Kontakt zu Menschen aufbauen und sich Diskussionsprozesse oder gar gemeinsame Tätigkeiten ergeben. Es gibt nicht „die“ Durchschnitts-Bevölkerung, welche wir erreichen könnten, sondern nur sehr unterschiedliche Menschen(gruppen), die zu verschiedenen Graden empfänglich für unsere Positionen sind oder auch nicht. Ob sie es sind, können wir nicht vorab beurteilen, sondern nur, wenn wir uns mit ihnen auseinandersetzen. Ich denke es lohnt sich, darauf zu vertrauen, dass da mehr geht, als wir uns oft vorstellen können.

Schließlich gibt es da noch „die Medien“. Irgendwie-linke Gruppen setzen in den letzten Jahren verstärkt auf neue Kommunikationsstrategien. Ziviler Ungehorsam soll zum Erlebnis werden, wird mit Drohnen gefilmt und mit peppigem Techno unterlegt. Ganz selbstverständlich treten heute wieder offizielle Bewegungs-sprecher*innen auf und auch Entscheidungsfindungsprozesse werden wieder stärker als früher durch Bewegungsmanager gelenkt. Nichts spricht an sich gegen professionelle Videos, gegen die Einbeziehung von Emotionen und den bewussten Umgang mit ihnen im Protest. Wenn wir gemeinsam entscheiden, dass jemand für einen bestimmten Zeitraum als Sprecher*in fungieren soll, warum nicht? Und dass Menschen sich mehr oder weniger stark einbringen, die Aktion oder Organisation mitgestalten, liegt im Wesen der Sache (auch wenn dies ganz bestimmte Voraussetzungen hat). Das Problem scheint mir eher zu sein, dass Erfolge hauptsächlich auf der diskursiven Ebene gesucht werden. Medienpräsenz scheint inzwischen oft mehr zu zählen, als direkte Aktionen, die für sich selbst sprechen. Ja, die Frage, wie unsere Anliegen vermittelt werden können ist wichtig und immer wieder neu zu stellen. Die Vorstellung aber, dass Aktionen vor allem anderen „vermittelbar“ sein müssten, ist aus anarchistischer Perspektive grund-legend problematisch. Sie geht demokratischen Illusionen auf den Leim, nährt sie und bleibt auf einer oberflächlichen Ebene stehen.

𝌌 𝌌 𝌌 Themenfeldern und Ebenen verbinden

Ich hatte schon geschrieben, dass ich es für eine besondere Herangehensweise und Tätigkeit von Anarchist*innen ansehe, Verknüpfungen, Verbindungen und Schnittstellen zu schaffen – anstatt sich sektiererisch zurückzuziehen, die Wahrheit zu pachten und sich über andere zu erheben. In Abgrenzung zu „Ideologie“, aber mit dieser verwandt, begreife ich Anarchismus als *Weltanschauung*. Dieser Begriff ist nicht unproblematisch, weil er (unter anderem) auch von rechtsextremen Philosophen genutzt wurde, um die Irrationalität von Kategorien wie „Blut“, „Heimat“, „Rasse“ zu rechtfertigen. Dennoch glaube ich, dass es legitim ist und Sinn ergibt, von Anarchismus als Weltanschauung zu sprechen. Unbedingt sollte sich anarchistisches Handeln und Denken begründen, rechtfertigen und kritisieren lassen. Trotzdem ist anzuerkennen, dass die ethischen Grundwerte des Anarchismus Positionen und Entscheidungen darstel-len, die in letzter Instanz schlichtweg nicht begründet, sondern nur bezogen und

gefällt werden können. Allen Menschen grundsätzlich die gleiche Würde zuzusprechen, wird im Anarchismus als Wahrheit *gesetzt*. Wenn wir der Bestie Mensch ins Auge schauen, kann es sein, dass wir selbst an dieser Wahrheit zweifeln. Dies führt jedoch nicht umgekehrt dazu, dass Menschen an sich eine ungleiche Würde und Wertigkeit haben. Denn Ungleichheit wird ihnen in der herrschafts-förmigen Gesellschaftsform aufgedrückt. Sie ist ein Ergebnis der hierarchischen Strukturierung, von Ausbeutung, Unterdrückung und Entwürdigung. Anarchismus als Weltanschauung geht über Ideologie hinaus, weil sie zwar aus den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgeht und in ihnen verhaftet ist, jedoch nicht gesagt werden könnte, dass sie (ebensowenig wie „die" Verhältnisse an sich) grundlegend „falsch" sei. Weltanschauung ist sozial konstruiert, kann aber auch bewusst gestaltet und weiterentwickelt werden. Sie ist - wie alle (un)bewussten Vorstellungen - von ideologischen Aspekten durchzogen. Mit dem Begriff „Weltanschauung" wird aber die Entscheidungsfähigkeit aufgrund der Erkenntnisfähigkeit und des Willens einzelner Menschen betont.

Worum es geht, ist, dass anarchistische Perspektiven prinzipiell auf alle gesellschaftlichen Bereiche und Themen angelegt werden können. Darüber hinaus spielen sie auf verschiedenen Ebenen eine Rolle, ob auf einer intergalaktischen, planetaren, kontinenalen, ob in einer Region, einer Kommune, einer Gruppe oder im zwischenmenschlichen Leben von Einzelnen. Deswegen wäre es absurd zu fordern, alle Anarchist*innen sollten sich einem bestimmten Thema widmen, weil dies gerade dran oder das wichtigste wäre. Sie stehen an unterschiedlichen Orten und Punkten und das ist gut so. Weil dies so ist, kann erst die Frage gestellt werden, wie antikapitalistische Kämpfe in und gegen die Lohnarbeit, gegen die Verteuerung des Konsums und für Gemeingüter, gegen Repression und Überwachung, ökologische Kämpfe, postkoloniale und antirassistische, antifaschistische, (queer-)feministische, anti-anthropozentrische und antimilitaristische Kämpfe zusammengebracht werden können. Dies ergibt sich daraus, dass unter Anarchie eine herrschaftsfreie *gesellschaftliche* Ordnung verstanden wird. Weil Anarchie potenziell Schritt für Schritt verwirklicht werden kann und schon zu einem gewissen Grad existiert, gibt es bereits diverse Konzepte, wie im anarchistischen Sinne Wirtschaft, Tätigkeiten und Güter-verteilung, kommunale Selbstverwaltung, Geschlechterverhältnisse, Bildung, Gesundheitsversorgung, Energieproduktion, das gesellschaftliche Naturverhältnis usw. organisiert werden können.

Wichtig ist, dass Themenfelder und Orte an denen wir etwas bewegen wollen, etwas mit uns zu tun haben. Wir können nicht ganz woanders hingehen und Menschen die Welt erklären, sondern brauchen Bezüge zu ihnen, ihren Lebensrealitäten und Sprachen. Oft scheint uns vieles in der bestehenden Gesellschaft sehr fern und fremd. Vielen fällt es nicht leicht, Distanzen zu überbrücken und Schritte auf Andere zuzugehen. Umso besser kann uns dies gelingen und können wir das lernen, wenn wir uns unserer eigenen Überzeugungen und Standpunkte bewusst sind und sie selbst/bewusst vertreten können, ohne uns oder anderen etwas vor zu machen. Es geht also auch darum, unsere eigenen Themen, Erfahrungen und Gefühle mit unserer anarchistischen Perspektive zu verbinden. Dies ist die Grundlage dafür, Menschen aus ganz verschiedenen Milieus und Gruppen ins Gespräch zu bringen und vor allem denjenigen eine Stimme zu verleihen, die mundtot gemacht, ausgegrenzt und unterdrückt werden.

Die Vision eines libertären Sozialismus im 21. Jahrhundert

Die vorweggenommene Konterrevolution des rechts-autoritären Gesellschafts- und Staatsprojektes in den europäischen Ländern, den USA, Brasilien, der Türkei oder den Phillipinen hat etwas, über was links-emanzipatorische Akteur*innen derzeit nicht (mehr) verfügen: Sie ist vereint und schlagkräftig im Bestreben, die bestehende liberal-demokratische Gesellschaft abzuschaffen und an ihrer Stelle eine homogene, streng hierarchische, abgeschottete „Kultur“ zu setzen, in denen Andersdenkende und Andersseiende überwacht, ausgegrenzt und repressiv unterdrückt werden. Kurz, sie hat eine Vision. Dies sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass im Staatsapparat und in der Bevölkerung zuvor bereits genug autoritäre Elemente vorhanden und wirksam waren, deren Frucht der neue Faschismus ist.

Anstatt Institutionen der kapitalistischen Demokratie zu verteidigen, schlagen Anarchist*innen vor, der Konterrevolution mit einer sozial-revolutionären Perspektive zu begegnen. Dies bedeutet, anschauliche Vorstellungen zu entwickeln und plausible Wege aufzuzeigen, wie wir über die bestehende Gesellschaft hinausgelangen können. Unter Umständen kann dies auch bedeuten, erkämpfte Errungenschaften gegen Schlimmeres zu verteidigen, doch unser Anliegen ist ein anderes und unsere Aussicht richtet sich auf das unentdeckte Land der Anarchie. Um uns als radikale und emanzipatorische Akteur*innen stark zu machen, Selbst-Bewusstsein zu entwickeln, uns Ressourcen anzueignen und Macht zu entfalten,

braucht es ganz verschiedene Dinge – von denen nur ein kleiner Teil in unserer Hand liegt. Der Aufbau von populären und radikalen Organisationen, die zugleich Kampforganisationen und Keimzellen der zukünftigen Gesellschaft sein können, ist dabei ein ganz wesentlicher Aspekt. Doch um uns dazu zu motivieren und sie sinnvoll auszurichten, gilt es, neu Orientierung zu gewinnen, also zu schauen, wo wir herkommen, wo wir stehen und wo wir hin wollen.

Ich fände es wunderbar, wenn wir aus anarchistischen Szenen eine erneuerte und handlungsfähige anarchistische Bewegung formieren würden, die ganz verschiedene Menschen verbinden und unterschiedliche sozialen Auseinander-setzungen unterstützen und mit gestalten könnte. Dies ist aber nichts, was in meinem Kopf entworfen werden kann, sondern ein Organisierungsprozess, den konkrete Menschen und Gruppen voranbringen können oder auch nicht. Dafür mangelt es allerdings an wichtigen Voraussetzungen, nämlich Kapazitäten, Ressourcen, Kontinuität, Strategien, Selbst-Bewusstsein und schließlich einer geteilten Vision.

Meiner Ansicht nach hat es bestimmte Gründe, dass es eigentlich immer nur wenige explizite Anarchist*innen gab – wenngleich auch gelegentlich mehr als heute. Ich möchte Menschen gern auffordern, dass sie Position beziehen und schauen, ob sie anarchistische Vorstellungen, Konzepte und Gruppen ansprech-end finden. Wenn dies der Fall ist, möchte ich sie anregen, sich eingehender damit zu beschäftigen und ihre Handlungen, ihr Leben, sozial-revolutionär auszurichten. Dennoch geht es mir keineswegs darum, dass sie alle Anarchist*innen werden sollen. Schon gar nicht, wenn sie sich so bezeichnen, mir aber von ihren Grundeinstellungen her unsympathisch sind. Von mir aus braucht sich auch eine (anti-)politische Szene nicht vorwiegend als „anarchistisch“ zu verstehen...

Trotzdem braucht es meiner Ansicht nach eine Vision als Zielvorstellung, die von verschiedenen emanzipatorischen Strömungen und Gruppen geteilt wird. Diese müssten sie gemeinsam und langfristig entwickeln und ausformulieren. Sie kann nicht wie diese Broschüren von mir am Schreibtisch geschrieben, sondern nur in Diskussionsprozessen verschiedener Gruppen geformt werden. Vor allem müsste sie an den Lebensrealitäten unterschiedlicher Menschen anknüpfen und eine gemeinsame Sprache für sie finden. Wenn uns dieses Meta-Narrativ, diese Großerzählung, wie wir die gesellschaftlichen Verhältnisse wirklich anders machen und Herrschaft letztendlich überwinden können, tauglich erscheint, um ein gemeinsames Bündnis hervorzubringen, so würde ich es *libertären*

Sozialismus nennen. Es ist klar, dass damit keine Partei (und auch keine Parteijugendorganisationen) gemeint ist, sondern eine „Bewegung der Bewegungen“. Die meisten Anarchist*innen verstanden sich als libertäre Sozialist*innen und ich denke es gibt Sinn, dass inhaltlich weiterhin so zu sehen, auch wenn ich nicht auf diese Bezeichnung bestehe.

Verständlicherweise gibt es Vorbehalte gegen solche Strömungs-übergreifenden Zusammenschlüsse, auch wenn sie „gut gemeint“ sein mögen. Beispielsweise bringt es für Anarchist*innen nichts, wenn sie in einem zivilgesellschaftlichen Einheitsbrei aufgehen. Überhaupt sollte aus „der“ Zivilgesellschaft kein sozial-revolutionäres Potenzial erwartet werden. Andererseits glaube ich, die Angst, dass eigene Profil zu verlieren, besteht vor allem dort, wo Unsicherheiten über die jeweiligen Positionen und Inhalte bestehen. Wer sich aber über die eigenen Standpunkte bewusst und sicher ist, kann auch besser in Streit und Aushandlungen mit anderen gehen, um zu schauen, wo sich gemeinsame Projekte und Vorstellungen entwickeln lassen.

Die Aufgaben von Anarchist*innen in einem solchen Bündnis wären es meiner Ansicht nach:

> *1. Anstöße zur libertär-sozialistischen Organisierung zu geben und Konzepte zu entwickeln, wie diese gelingen könnte*
> *2. ihre utopischen Elemente einzubringen, um die Entwicklung einer geteilten Vision zu fördern*
> *3. aufzuzeigen, welche Schritte gegangen werden müssten, um diese zu erreichen*
> *4. die sozial-revolutionäre Ausrichtung des gemeinsamen Projektes im Auge zu behalten und es immer wieder danach zu orientieren*
> *5. Ziele und Mittel abzugleichen und ein Übereinstimmung zwischen ihnen herzustellen*
> *6. den libertären Sozialismus gegen Angriffe zu verteidigen*
> *7. ihre Eigenständigkeit zu bewahren und das eigene Profil zu schärfen, um genau diesen Aufgaben gerecht werden zu können*



Für eine neue anarchistische Organisierung!

Es gibt unterschiedlichste Organisationen, die nach anarchistischen Prinzipien funktionieren. Mit verschiedenen Ansätzen streben sie danach, Autonomie zu verwirklichen, direkte Aktionen hervorzubringen, Menschen zu ermächtigen und genossenschaftliche und solidarische Beziehungen zu entwickeln. Um anarchistische Organisierungsprozesse neu anzustoßen, gilt es zunächst ihre Grundgedanken ins Bewusstsein zu rufen und über sie zu reflektieren.

„Der Bruch auf dem Kongress von Nantes ging weit über die bloße Trennung von den politischen Elementen hinaus, er markierte den definitiven Bruch mit dem kapitalistischen Regime.
Die Arbeiterklasse war dabei, sich autonome Organe zu schaffen, die einstweilen Kampforgane sein, aber in Zukunft genügend revolutionäre Kraft entwickeln sollten, um den politischen und Verwaltungsinstitutionen der Bourgeoisie entgegentreten und sie je nach Bedarf zerstören oder übernehmen können.“

- Émile Pouget 1905